

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XII. Jahrg.

Düsseldorf, Januar 1932

Heft 1

Zur Volksgemeinschaft! Gegenwartsaufgaben des Unternehmers.

Von Dr. Walter Dyckerhoff, Amöneburg.

(Aus einem Vortrag, gehalten vor der Mitgliederversammlung der Gesellschaft der Freunde des Dinta am 16. Oktober 1931.)

Seit 1914 haben wir Krieg! — Der Krieg hat die Methoden gewechselt, aber er ist nicht abgeschlossen; und so wird auch morgen Krieg sein, und er wird noch jahrelang dauern. Oder kann man den Zustand völliger Sinnlosigkeit, der in unserem Vaterlande herrscht, anders bezeichnen als einen Kriegszustand? Leben wir denn in den bejammernswerten Tälern des Jangtsekiang, wo eine Überschwemmung die Menschen in den Hungertod treibt? Leben wir nicht vielmehr in einem fruchtbaren Lande mit hochentwickelter Industrie und dem besten Sacharbeiter der Welt?

Und doch ist der Unsinn Wahrheit geworden, daß der Produktionsapparat stillsteht, während Millionen Volksgenossen darben und hungern, daß Millionen gerne arbeiten möchten und nicht arbeiten dürfen. Daß die Spannungen, die aus diesem unsinnigen Zustand aufschießen, immer stärker wachsen und die ganze Nation zu zerreißen drohen. Schon scheint kein Zurück mehr möglich, und im Hintergrunde lauert abwartend die Barbarei, diesen Scherbenhaufen noch ganz zu zertrümmern.

Es ist ein Streit um leere Begriffe und Dogmen. Oder ist es etwa richtig, gerade jetzt zu untersuchen, ob unser wirtschaftliches System richtig sei? Ob wir am Ende des Kapitalismus stehen —, das mögen die Historiker herausfinden. Wir würden es verschmerzen können, den Verlust der unternehmenden Persönlichkeit nie!

Vergessen wir nie, daß unsere Not nicht aus Naturkatastrophen herrührt, sondern aus einer Funktionsstörung in unserem wirtschaftlichen Geschehen erwächst. Daß entschlossenes Wollen eines einigen Volkes, daß ein frontaler Angriff wie im August 1914 den Wagen noch aufhalten kann, der sonst unaufhaltsam einem zweiten und diesmal endgültigen November 1918 entgegenrollt.

Während der Wagen unseres Schicksals dem Abgrunde zurollt, streiten sich die Steuerleute, wie die Fahrt jetzt noch zu bremsen sei, und über diesem Hader wird versäumt, das Notwendige zu tun.

Unsere Betriebe sind emporgewachsen aus dem Bedarf der Bevölkerung an dem hergestellten Produkt. Sie sind also untrennbar gekoppelt an diesen Bedarf. Mögen die Menschen kommen und gehen, mögen die Staatsformen wechseln, der Betrieb bleibt, solange die Lebenshaltung der Bevölkerung nicht auf die Stufe vergangener Jahrhunderte zurückfällt.

Solange der Betrieb bleibt, werden auch Menschen nötig sein, ihn in Gang zu halten. Mögen die Generationen schwinden, der Mensch bleibt mit seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen Fehlern und seiner Not, und so wird der Mensch im Betriebe unser Problem.

Wie sieht es damit in unseren Werken aus? Betrachten wir ohne Frage nach der Entwicklung und der Schuld nur einmal unvoreingenommen den heutigen Zustand. Man hat den Betrieb aufgespalten in zwei Parteien, die sich als Arbeitgeber und Arbeitnehmer gegenüberstehen und durch ihre Abgesandten verhandeln. Man hat das Trennende der Interessen betont und dabei das Bindende der Zusammengehörigkeit zerschlagen. Diese Trennung hat die Kluft aufgerissen, die heute unser Volk in feindliche Lager spaltet. Überall Interessen, nirgends mehr Einsatz, Zusammenhalt, Dienst um der Sache willen. Im Kampf der Einzelinteressen geht jeder Halt verloren, treiben wir unrettbar dem Chaos zu.

Hier stellt sich dem Unternehmertum, das seine Stunde erkennt, die erste Aufgabe von historischer Größe. Der heilende Griff in den Krebs der Zwietracht, die unser Volk lähmt, ist der Aufbau einer neuen Werksgemeinschaft*. An Stelle der horizontalen Trennung in feindliche Lager, die den natürlichen Zusammenhang zerreißt, schaffen wir in dieser Stunde der Gefahr die vertikale Verklammerung aller mit dem Werk Verbundenen zu gemeinsamem Schicksal. Die Vorkehrung des Trennenden hat uns in diese Lage geführt, die Betonung des Bindenden, des schicksalhaft Verschlungenen wird die Kräfte freimachen, die Not zu wenden.

* Wenn hier und im folgenden das Wort „Werksgemeinschaft“ gebraucht wird, so ist darunter nicht eine Organisation, wie etwa ein Werkverein, sondern eine organisch gewachsene Verbundenheit, eine Werksarbeitsgemeinschaft, zu verstehen.

So ist unser Bundesgenosse jeder, der bereit ist, das Wohl des Ganzen über das Wohl der Person, das Wohl des Werkes über den eigenen Vorteil zu stellen.

Der Anstoß zu dieser Entwicklung, die Ankurbelung dieses Prozesses kann nicht von außen in unsere Werke getragen werden. Er kann nur im einzelnen Werk selbst geschaffen werden durch das Vorbild des Führers. Die Überbrückung der sozialen Kluft hängt ab von der Bereitschaft des Führers, die Not der ihm anvertrauten Belegschaft zu der seinigen zu machen, das Schicksal des Werkes unter persönlichen Opfern zu teilen.

Wir müssen die Kräfte wieder wecken, die in den Anfängen unserer Industrie am Werke waren, als noch keine Trennung der Verantwortung vom Vermögen, des Führers von den Geführten, die natürliche Klammer gesprengt hatte. Damals gab uns Alfred Krupp ein Beispiel solchen Einfases, als er im Jahre 1848 das Silber seiner Familie einschmelzen ließ, um die Löhne bezahlen zu können.

Die Not der Zeit ruft diesen Unternehmer wieder auf den Plan, der durch persönliches Opfer die befreiende Tat vollbringt, weithin sichtbar den entschlossenen Willen bekundet, den sozialen Krampfzustand zu heilen. Das Wort Friedrichs des Großen, daß der Fürst der erste Diener des Staates sein soll, muß zur Richtschnur unseres Handelns werden.

Aus diesem Geiste wird ein Führertum geboren, das an die Stelle autokratischen Dirigierens die Verantwortung für das Wohl des Werkes und der Menschen im Werke setzt. Führertum ist aber in erster Linie eine Pflicht. Wer auf das fragwürdige Privilegium des Führens Anspruch erhebt, der muß die harte Tugend eines Kriegervolkes an sich üben. Hart und streng gegen sich selbst, fordert der Führer zuerst von sich, was er von der Gefolgschaft verlangt. Nur dann wird er Führer sein! Dem General, der in der Stunde höchster Gefahr die Fahne selbst in die Hand nimmt, wird kein Soldat die Treue versagen.

So wird Unternehmersein ein Amt, das in die Hand dessen gehört, der das Beste im Sinne der Allgemeinheit daraus zu schaffen versteht.

Ein Unternehmer, der Dienen anstatt Verdienen auf seine Fahne geschrieben hat, wird den Funken in die im Werke Tätigen werfen, der zu Opfer und Leistung beflügelt. Er muß aber auch verlangen, daß der Staat den Schurken entmutigt, dem die Not des Volkes nur dazu dient, sich selber Vorteile zu verschaffen. Neben persönlicher Haftung für den Bereich der Verantwortung muß strenges Gesetz den mit entehrender Strafe belegen, der durch schuldhafte Verfehlung die Gemeinschaft der Nation schädigt. Oder wollen wir hinter den Engländern zurückstehen, die den siebzigjährigen Lord Kysant ins Gefängnis warfen?

Der Sinn wahrer Führung ist nicht, den Willen aufzuzwingen, der Sinn ist die Weckung der aktiven Kräfte, die in jedem Menschen schlummern, und ihre Lenkung auf das Ziel des gemeinsamen Strebens.

Nach der Form des Führers muß der Aufbau des Betriebes gegossen sein. Neben fachlicher Eignung gebührt ein Amt nur dem, der auch die volle persönliche Verantwortung zu tragen weiß. In gleichem Maße muß ihm aber auch die Freiheit des Handelns zugebilligt sein. Nicht der Betrieb ohne Menschen ist das Ideal unseres Wirkens, wie es der Rationalisierung törichterweise zum Vorwurf gemacht wird, unser Ideal ist vielmehr der Betrieb ohne Kommando, in dem sich die Freiheit des Handelns nach der übernommenen Verantwortung stuft und auch im Arbeiter das lebendige Gefühl vorhanden ist, für die ihm anvertraute Maschine persönlich einzustehen. Nur die Übernahme der ganzen Verantwortung, der Beruf im Sinne des Berufenseins, nimmt der Tätigkeit das Odium bezahlter Lohnarbeit. Hier ist der fruchtbare Boden, auf dem der Berufsstolz wächst und mit dem Gefühl, zu etwas nütze zu sein auf der Welt, die Freude an der Arbeit und am Gelingen feimt.

Wenn ich die ethischen und sozialen Pfeiler einer solchen Werksgemeinschaft vor Ihnen erstehen ließ, so geschah dies in der Überzeugung, daß sie allein das Fundament der Volksgemeinschaft ist.

Hier wendet sich das Gesicht des Unternehmers zur ganzen Nation. Die Stunde ist da, wo ihm die Geschichte eine Chance von grandioser Einmaligkeit zuweist. Eingeklemmt zwischen der qualenden Entschlußlosigkeit der Regierung und der kaum noch gezügelten Ungeduld des Volkes ist er allein noch berufen, durch eine entschlossene Tat die Nation vor Unabsehbarem zu bewahren. Vor der Existenzfrage hat der edle Streit um Dogmen endlich zu schweigen. Die Wandlung einer Wirtschaftsform kann die Welt ertragen, den Untergang der freischöpferischen Persönlichkeit dagegen nie. Täuschen wir uns nicht: der Deutsche folgt nur aus Gewohnheit den Schienen veralteter Parolen, er wartet sehnsüchtig darauf, von dem Sturmwind einer Führertat erfaßt zu werden.

Allerdings — und das muß mit schonungsloser Offenheit gesagt werden —, das Volk wird dem Führer nur dann folgen, seine Chance steht nur dann auf Sieg, wenn er selbst durch ein weithin sichtbares Zeichen opferwilligen Handelns dem Schicksal in die Speichen greift. Das Volk ist zu allem bereit, es wartet auf die Führertat wie auf ein reinigendes Gewitter. Schlecht geleitet und zu oft betrogen, wird es nur dem die Parole glauben, der ihm rücksichtslosen Einsatz für das Wohl der Nation verbürgt.

„... Die Steigerung der deutschen Leistungsfähigkeit wird nur möglich sein, wenn alte Gegensätze zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Unternehmer und Gewerkschaften begraben werden, wenn der Geist ehrlicher Arbeitsgemeinschaft, wie schon einmal in Zeiten tiefster Not, wieder zu freier Verständigung zwischen den Parteien der Arbeit führt.

Wir sind der Meinung, daß die Unternehmerpersönlichkeit mehr denn je in der heutigen Notzeit der Wirtschaft gebraucht wird, daß sie im Mittelpunkt des Produktionsprozesses stehen muß, daß sie in ihrer heutigen Gestalt für die Wirtschaft unentbehrlich ist. Es gibt keine Organisation, kein System, keinen Aktionsausschuß, der die schöpferische Einzelpersonlichkeit ersetzt. Unternehmer und Arbeiter sind aufeinander angewiesen, keiner vermag etwas ohne den anderen.“

Aus einer Rede von Dr. Ernst Poensgen,

1. stellvertretender Vorsitzender des Vorstandes der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
am 2. Juli 1929.



Jedermann.

Fünf Ausschnitte aus einem Roman*

von

Ernst Wiechert.

Sie sitzen auf der Steintreppe vor dem Seitenflügel der Kaserne. Johannes Karsten, Student der Rechte, Klaus Wirtulla, letzter Beruf: Abiturient, Percy Pfeil, Student der Philosophie. Sie haben die Rucksäcke hinter ihren Rücken gelegt und rauchen Zigaretten. Es gibt kein anderes Mittel gegen das Warten, die Erregung, den Krieg. Die Sonne flimmert auf dem Sand des Kasernenhofes. Alle Türen sind geöffnet; und aus allen Öffnungen scheint der Krieg herauszufließen. Korporalschaften, feldmarschmäßig ausgerüstet, Rekruten, eben eingekleidet, verlegen und unbeholfen wie auf einem Maskenfest, einberufene Reservisten mit Pappschachteln in den Händen, Freiwillige, die auf die Untersuchung warten, Eltern, Geschwister, Fahrzeuge, Zeitungverkäufer, eine Musikkapelle, ein herrenloser Hund, der heimatlos und verzagt von Gruppe zu Gruppe irrt. Befehle springen aus dem Innern der roten Gebäude, aus den Ecken des weiten Hofes, suchen gleich Vögeln nach einer Beute, reißen hier eine Gruppe auseinander, ballen dort eine Gruppe zusammen, erscheinen wie Explosionen, die aus dem dumpfen,

gefährlichen Dröhnen einer verborgenen Maschine sinnlos aufsteigen, deren Treibriemen unsichtbar hinter den Mauern rauschen, von Stube zu Stube, von Haus zu Haus, und über die Stadt hinweg zu allen Kasernen des Landes, aus denen der Krieg hervorbricht wie aus dem Mahlgang einer dröhnenden Mühle.

Percy wirft die Zigarette auf den Sand des Hofes und sieht Klaus von der Seite an, aber er sagt nichts. Johannes spielt mit seinen ringlosen Händen, und der Professor sieht sorgenvoll einem Unteroffizier entgegen, der auf die Treppe zukommt. Er trägt Feldgrau, und der gesamte Begriff des Vaterlandes scheint sich in einem Gesicht versammelt zu haben, streng, wachsam, aller freundlichen Bindungen entkleidet. „Rauchen verboten!“ flirrt es auf die Steinstufen nieder. „Zu Befehl!“ sagt Klaus und springt auf. Der andere ist schon vorüber, und es sieht aus, als habe der Gott des Krieges achtlos einen Stein zur Seite geworfen auf seinem Wege nach den großen Dingen der Erde. Es liegt etwas Bedrückendes in dieser kurzen, fast verächtlichen Äußerung der Macht, und sie lauschen alle vier, wie es drinnen die Steinstufen hinaufsteigt, auf genagelten Sohlen, vor

* Ernst Wiechert: „Jedermann.“ Verlag Georg Müller, München 1931. 245 Seiten.

denen es keinen Widerstand gibt, kein Ausweichen, kein Eigentum des Lebens oder des Geistes.

„Ja“, sagt Luther, „das ist es . . .“, und zieht wieder an seiner schwarzen Zigarre.

„Du kannst dich ruhig wieder hinsetzen“, meint Percy. „Er hat keinen Appetit auf dich.“

Johannes sieht in die Sonne hinaus und denkt an den Karstenhof, wo sie nun den Roggen mähen. Er möchte gern eine Sense in den Händen halten und am Abend die Kornblumen aus den Garben lesen, von jenem dunklen Blau, in dem die Augen sich so ruhig sammeln können wie in einem Becher mit unzerbrochenen Wänden.

Sie haben nie Streit miteinander. Sie sind der unerschütterliche Kern der Gruppe, Johannes, Percy, Klaus, Oberüber. Sie sind gleich vier Palisaden eines Blockhauses, einer letzten Zuflucht, die an den Ecken ineinandergefügt sind. Die anderen sind einbegriffen in den Schuß ihrer Wände, selbst Hasenbein, aber ohne eigene Kraft und Geltung. Sie sind Kreise um den Atomkern, ohne eigene Gefestigkeit. Wenn sie ausbrechen wollen, hält Oberüber eine kleine Rede, ohne Pathos, durch seine Zahnlücke gleichsam, und mitunter greift er zu, wie auf den Hügeln beim ersten Gefecht. Seine Autorität liegt in seiner Menschlichkeit. Unter allen Einseitigen ist er der Allseitige, von keiner Schule, keinem Beruf, keiner Ständestraddition gebildet, sondern vom Leben geformt, zu einer unbekümmerten Sicherheit geformt, aus der eine lächelnde Weisheit erblüht. Er ist Möbelfutcher und Landstreicher gewesen, Stauer und Vollwerkspucker, Zirkusbudensringer und Hausierer. Er ist ein Handlanger alles Lebens gewesen, und er ist der einzige unter ihnen, der wie ein „Sechsb Bruder“ durch den Krieg geht, mit der Heiterkeit der Landstraße, über der Sonnenschein und Regen wechseln. Um die Mittagszeit beladen sie sich mit ihrem Balken und begeben sich nach ihrer Höhle zurück. Das Essen kommt, die Post kommt, Kaffee, der Abend und Parolen kommen. Sie haben wenig Verluste, aber die Ruhe freut sie nicht sehr. Der Sinn und Zweck des Krieges, ihres aus der Bahn geschleuderten Daseins scheint sich ihnen zu verlieren, in den nassen Gräben zu ertrinken. Der Krieg ist wie das Moor vor ihnen. Jeder Weg hinein ist gefährlich, aber das Stehenbleiben ist noch gefährlicher. Der Boden des Daseins senkt sich. Blasen steigen auf, trübes Wasser sammelt sich, und langsam sinkt und verengt sich der Horizont. Noch ist ihnen in ihrer Harmlosigkeit der Friede das Ziel des Krieges, nicht der Krieg selbst, und jeder ruhige Tag, jedes Verharrenbleiben auf derselben Stelle scheint ihnen das Ziel hinauszurücken in eine Ferne, die mit doppelten Opfern eingeholt werden muß.

In der nächsten Nacht werden sie abgelöst. Sie haben ihre Sachen gepackt, stehen in den Gräben und warten, mit der verdrießlichsten Nervosität, die jeder Veränderung vorausgeht, und die so lange anhält, bis das Kommando klar, wenn auch bedrückend, aus dem Nebel sich löst. Der Mond steht über dem Moor, und die einsame Traurigkeit der Landschaft fließt bis in die Gräben hinein, wo sie im kalten Wasser stehen und nach hinten horchen, ob die Ablösung noch nicht komme. Das Gefühl der Heimatlosigkeit fällt wieder über die grauen Gestalten, der Rechtslosigkeit: das Kolonnengefühl. Nun erkennen sie, daß ihre Höhle doch eine Heimat gewesen ist, in der der einzelne ein kleines Eigentum an Raum, an Selbständigkeit, an Einsamkeit gehabt hat. Jetzt gibt es wieder nur Vordermann und Nebenmann, Kolonne der Namenlosen, die in ein unbekanntes Schicksal geworfen wird.

Sie möchten, daß jetzt drüben wieder gesungen werde, daß ein Menschliches an Klang, Sehnsucht und Leid dieses traurige Land überbrücke und sie gleichsam hineinbeziehe in ein großes Menschheitschicksal. Aber nur ein Schuß knallt hin und

wieder, ein Querschläger singt in die Ewigkeit hinaus, und die Grösche schwagen, eintönig, verschlafen, als bestehe gar keine Beziehung mehr zwischen den Menschen und der Erde. Und dieses Forttrinnen ihrer Gespräche, durch keinen Schuß gehemmt, ist wie eine bedrückende Gleichgültigkeit, sondert die Lauschenden gleichsam aus von der gemeinsamen Erde und weist sie in eine andere Welt, eine losgelöste, ausgeschiedene, die nun wie eine Schatteninsel in einer Strömung zu treiben beginnt, lautlos, von Wirbeln begleitet, ins Unermessene hinaus.

Es ist Landsturm, der sie ablöst. Bärtige, zum Teil ergraute Gesichter, die sorgenvoll sich in der unbekannten Fremde umsehen. „Alles in Butter, Kameraden“, sagt Oberüber tröstend. „Beinah Heimat . . . achthundert Meter Sumpf . . . bloß für Leute mit Schwimmhäuten.“

Und dann hängen sie Tornister und Gewehre um und stolpern nach hinten. Sie sammeln sich am Rande des Hochwaldes, und während sie auf die beiden anderen Züge warten, fühlen sie, wenn auch nicht immer mit klarer Erkenntnis, daß sich wiederholt, was sie jedesmal mit der gleichen Verwunderung erfüllt: daß die Welt der letzten Wochen versinkt, kaum daß sie ihr den Rücken gedreht haben, die Drücklichkeit, die Ereignisse, der seelische Inhalt. Sie sind wie ein Kinderspielzeug, das abgelaufen ist und nun neu aufgezogen und auf ein neues Geleise gesetzt wird . . .

Sie marschierten den ganzen Tag. Die Straße führte in einen leeren Raum. Ihnen entgegen strömte, was dem Raum Leben gegeben hatte: Kampftruppen, Kolonnen, Parks, Depots. Sie erfuhren, daß die Kompanie vorne lag, am Kanal, und daß sie drei Tage dort liegen sollte, um den Rückzug zu verschleiern. Der dumpfe Ton der Sprengungen erschütterte die graue Luft. Ein Leuchtmunitionslager brannte diese Stunden als ein farbiges Feuerwerk über die Ebene. „Macht's gut, Kameraden!“ rief man ihnen zu. Jedermann schien zu wissen, wohin sie gingen.

Von der Mittagszeit an sahen sie nur noch einzelne Pioniere, die gleich Maulwürfen irgendwo aus der Erde gekrochen kamen und hinter denen die Donner des Einsturzes rollten. Und dann war das Land tot. Der Regen hörte auf, und ein fahler, zerklüfteter Himmel stand kalt und drohend über der nassen Erde. Fesselballone krochen über den westlichen Horizont und hingen wie böse Geschwüre in der blassen Haut des Abendhimmels. Von dem schiefen Kreuz eines Grabes am Straßenrand flog stumm eine Krähe ab. Sie wandten alle das Gesicht und sahen ihr nach. Camarade verfolgte sie eine Strecke lang und kehrte dann zurück.

„Masse Raum hier, Korp'ral“, sagte Oberüber.

Johannes nickte. Sie wußten alle, was er meinte.

Ein zerrissenes Abendrot stand über dem Kanal, als sie sich bei Percy melden wollten. Er war noch in der Stellung, und sie warfen sich auf die nasse Erde, mit umgehängten Tornistern, und warteten. Das Laub der Pappeln, die die Ufer begleiteten, glühte noch im westlichen Licht, und wenn Johannes durch die Wimpern seiner halbgeschlossenen Lider blickte, konnte er glauben, daß es steile, unbewegte Opferflammen seien, die fremde Befer kniend dort entzündet hätten.

„Es sind Auferstehungsbäume, Heinrich“, sagte er leise. „Kein anderer Baum ist so . . .“

Sie saßen bei dem tropfenden Licht, tief unter der Erde. Die Luft war dumpf und grabesstill. Dann summtete der Fernsprecher, und Percy sprach mit der Batterie. Er wollte wissen, wo sie stände, ganz genau. Nein, es sei alles ruhig, aber er glaube, daß es in der Nacht schon losgehen werde. Wie lange? Drei Tage natürlich, wie es befohlen sei. Ja, sie möchten einigemal die Stellung wechseln, um den Gegner zu täuschen.



Der Dengler.

Holzchnitt
von
Egon Hofmann,
Linz.

Das Licht tropfte unter seiner ruhenden Flamme, und ein ferner Einschlag, weit wie aus einem anderen Lande, stieß leise an die unbewegte Stille.

Dann kam der Melder von vorn. „Vorm Feind nichts Neues, Herr Leutnant!“

Percy sah ihn nachdenklich an, ein junges, müdes Gesicht unter der harten Linie des Stahlhelms. „Ja . . . ich komme mit . . . schlafe ein paar Stunden, Johannes, hörst du?“

Sie standen auf und gingen hintereinander den Stollengang hinaus. Man hörte den Wind in den Pappeln rauschen und sah sie ihre blassen Türme in die Wolken heben. Leuchtkugeln stiegen, und das flammende Licht ihres Falles glitt in großen, weißen Flächen über das Feld.

Sie standen noch eine Weile und lauschten, bevor sie auseinandergingen.

Percy kehrte noch einmal um. „Ich möchte jenseits des Rheins begraben werden“, sagte er, das Gesicht nach der Front gewandt. „Wenn Ihr das möglich machen könnt . . .“

Er ging, ohne eine Antwort abzuwarten.

Sie hoben die Leiche in den Sarg, nahmen die Zeltbahn ab, beugten sich noch einmal über das weiße Gesicht, das ihnen hart und befehlend entgegenblickte, und schlossen dann den Deckel.

Als alles fertig war, blieben sie noch eine Weile sitzen, jeder den Kopf an ein Rad gelehnt. Die Sterne standen über dem Hof, und ein nächtliches Tier bewegte das trockene Laub an der Gartenmauer. Camarade hob den Kopf und lauschte nach dem leisen Geräusch. Sie wußten nun, daß es zu Ende war. Es war anders, als sie manchmal geträumt hatten, aber sie empfanden keine Enttäuschung. Das Rad des großen Schicksals rollte und ließ sie ein wenig zur Seite,

mit ihrem dumpfen, erschöpften Leben und dem schweigenden Sarg auf dem kleinen Gefährt. Sie hatten keine andere Zukunft, als diesen Sarg in die Erde zu senken und ein Kreuz über seiner Stätte zu richten. Sie wußten nicht, was dahinter sein würde. Sie glaubten, daß nur Schlaf kommen würde, ein tiefer, unendlicher Schlaf, aber sie wußten nicht, ob dahinter ein neuer Morgen kommen würde, ein neues Leben, ein neues Werk. Sie dachten nicht an das Vaterland. Das Vaterland lag hinter ihnen, zu Atomen zerbröckelt, zu Skeletten gebleicht, zu Kreuzen erstarrt. Vielleicht würde ein neues Vaterland erstehen, vielleicht würde man ohne Vaterland auskommen. Sie wußten es nicht und wollten es nicht wissen. Sie wollten den Weg zu dem großen Strome wissen, und ob es ihnen gelingen würde, den Befehl des Toten auszuführen. Das war das Testament des Krieges, das für sie geschrieben war. Sie hatten keinen Waffenstillstand und keinen Frieden. Sie hatten nichts als einen Befehl, und der Befehl war mehr als Krieg oder Frieden. „So, Korp'ral“, sagte Oberüber, „nun wollen wir man losziehen.“

Johannes nahm den Sarg um seine Schulter, und Oberüber legte die Hände auf das hintere Ende des Sarges. Sie hatten jeder eine Pistole in der Tasche. Alles andere lag auf dem Wagen. Camarade stand auf und trat neben Johannes. Und dann fuhren sie auf die stille, dunkle Straße hinaus. Sie sahen beide noch einmal nach rechts, wo die erstorbene Front sich dehnen mußte, und wandten sich dann nach Osten. Ihre genagelten Schuhe klangen hart auf dem Stein der Straße, und die Räder rollten dumpf unter dem Haus des Todes, das sie trugen.

Sie wandten sich nach Süden, der Eifel zu, um das belgische Land zu vermeiden. Niemand kam ihnen entgegen, niemand überholte sie. Sie waren die letzten der großen Armee. Regen fiel auf die ausgefahrenen Straßen, und Nebel hing

über der Zerstörung der Dörfer und Wälder. Sie schliefen in verlassenen Baracken, unter tropfenden Bäumen, in den verfallenden Höhlen der Erde. Sie schliefen wenig, denn auch in ihrem Schlaf hörten sie den Befehl: „Jenseits des Rheins . . .“ Es kam vor, daß eine Dorfstraße sich füllte, daß man funster in ihrem Wege stand, die Hände drohend in den Taschen. Dann richtete sich Johannes auf aus seinem gebückten Schreiten und sah mit seinen traurigen Augen von Gesicht zu Gesicht. „Notre lieutenant! . . .“ sagte er leise. Immer traten sie zur Seite, mitunter nahmen sie die Mützen ab. „Laissez passer!“ sagte eine ernste Stimme. Sie brauchten ihre Waffen nicht.

Als sie die Grenze überschritten hatten, beschleunigten sie ihren Marsch. Es kam vor, daß ein Bauernfuhrwerk sie eine Strecke lang mitnahm, ein Lastkraftwagen. Oberüber erzählte ihre Geschichte, Johannes saß schweigend nach rückwärts gewandt und blickte auf den Sarg, der dunkel und schmutzbedeckt hinter ihnen herschwankte. Täglich zogen sie die Schrauben des Deckels an, aber kurz vor dem großen Strom konnten sie es sich nicht verbergen, daß ein leiser und schwerer Duft mit ihnen ging, vom Winde vertrieben, aber immer wiederkehrend, und daß es Zeit für sie war, die Stätte der Ruhe zu finden.

Bei Nacht zogen sie über die Brücke. „Unser Kamerad“, sagte Oberüber kurz. Dann mühten sie sich einen Tag lang die Uferberge hinauf, in die nebligen Wälder hinein, bis sie eine Lichtung auf der Höhe fanden, unweit eines Forsthauses, von der man nach Osten über das Land blicken konnte. Oberüber ging zur Förstersfrau. Der Mann marschierte noch irgendwo auf der Straße des Rückzuges. Er kam mit zwei Spaten wieder, und unter einer dunklen Sichte gruben sie das Grab. Die Frauen halfen ihnen den Sarg hinunterlassen, und dann schütteten sie den Hügel auf.

Die Dämmerung fiel schon über den Wald. Sie sprachen kein Gebet. Sie saßen unter dem dunklen Baum, den Kopf an die feuchte Rinde gelehnt, die erschöpften Hände auf der nassen Erde, und sahen über den Hügel hinaus auf die Wipfel des Waldes, der die östlichen Hänge hinunterstieg. Das Testament war vollstreckt, der Krieg war zu Ende.

„Ich möchte, daß du mit mir kommst auf den Hof“, sagte Johannes. „Oder hast du ein Zuhause?“

„Oberüber und Zuhause? Ne, Korp'ral, Oberüber hat kein Zuhause . . .“

„Wir müssen noch ein bißchen zusammenbleiben, damit ich in den Frieden finde, Heinrich.“

„Befehl, Korp'ral! Kommt alles wieder zurecht, Korp'ral, das mit dem Krieg und hier mit dem Grab . . . und wahrscheinlich auch das mit dem Frieden.“

Es war ganz dunkel, als sie aufstanden. Es tropfte von den Bäumen, durch den ganzen Wald, wie an jenem Tage, als sie zum ersten Male ins Gefecht gegangen waren.

Johannes blieb stehen und wandte sich noch einmal um. Die Pyramide des Baumes stand nun drohend vor dem nächtlichen Himmel.

„Was bleibt? Was bleibt, Heinrich?“ fragte er verzweifelt.

Aber Oberüber legte leise den Arm um seine bebenden Schultern. „Laß man sein, Korp'ral“, sagte er still, wie an Hasenbeins Leiche. „Der Regen bleibt, und im Frühjahr kommen ja wohl die Blumen und die Vögel wieder . . . ein bißchen bleibt immer . . . auch für uns . . . laß man sein, Korp'ral.“

Schnee fällt, als sie von ihrem Truppenteil entlassen werden. Sie sollen noch Fuhrparks bewachen, Kasernendienst tun, aber sie wollen nicht mehr. Ihr Krieg ist zu Ende, und man hält sie nicht. Es ist kurz vor Weihnachten, und sie bleiben vor den Schaufenstern stehen und blicken mit abwesenden Gedanken

über die kärglichen Dinge der Freude, die der Krieg übrig gelassen hat. Und hinter den schimmernden Dingen, deren Glanz falsch und nachgemacht ist, sehen sie ihre beiden Gestalten in der Spiegelscheibe. Sie haben lange keinen Spiegel gesehen, der sie zurückwirft, vom Kopf bis zu den Füßen, und sie blicken aufmerksam auf die beiden grauen Erscheinungen, die dort unbeweglich am Fenster stehen. Ein Hauch der Fremde und der Verwilderung umweht sie, die schmutzigen und zerrissenen Mäntel, bei denen mit dem Fehlen des Koppels und der Achselklappen auch ihr verborgener Sinn zu fehlen scheint, die gedrückten Mützen, die breiten, schweren Schuhe, gehärtet von Lehm und Kreide und Blut. Und aus dieser Heimatlosigkeit und gleichsam ausgestoßenen Verwilderung blicken die grauen, hageren Gesichter sie an, mit den bitteren Linien des Mundes und der erschöpften Fremdheit der Augen. „Was wollt ihr dort auf der Straße?“ fragen die Augen. „Was wollt ihr dort im Fenster?“ erwidern die andern Augenpaare. Sie empfinden einander nicht als Spiegelbilder, sie empfinden einander als eine Spaltung zerstörter Einheit. Sie werden nun immer jemanden haben, der fremd und doch unheimlich vertraut neben ihnen hergeht, der ihnen folgt aus dem Nebel der Vergangenheit, eine graue, allgemeine, namenlose Gestalt.

„Jedermann“, sagt Johannes und sieht sein Spiegelbild an. „Sie haben uns unsern Namen gestohlen, Heinrich . . . Komm weiter, daß ich mich nicht mehr sehe.“

„Kommt alles wieder zurecht, Korp'ral“, erwidert Oberüber, aber er schlägt den Kragen hoch und vergräbt die Hände in den tiefen Manteltaschen, als wollte er sich unkenntlich machen vor dem, der im Schaufenster mit ihm mitgeht.

„Wir werden pflügen, Heinrich“, sagt Johannes und fängt die Schneeflocken in seiner hohlen Hand auf. „Wenn dieser Schnee geschmolzen ist, werden wir pflügen. Furche an Furche, vom Morgen bis zum Abend . . .“

„Ja, Korp'ral“, erwidert Oberüber und sieht ihn von der Seite an.

Johannes bleibt stehen. „Glaubst du es nicht, Heinrich? Glaubst du es nicht, daß wir noch einmal zurückfinden?“

„Alles läuft sich zurecht, Korp'ral, und fürs erste kann es ja so sein, wie du denkst. Aber du mußt nicht denken, Korp'ral, daß du ein Bauer bist. Für das Korn, da sind wir da, aber für das andere, da bist du da, Korp'ral. Die Menschen werden mehr brauchen als Brot, das glaub' mir man. Wenn ein Kind weint, dann kannst du ihm Zucker geben oder eine Semmel. Aber wenn die Großen geweint haben, vier Jahre, in jedem Dorf auf der Welt, dann reicht das nicht aus mit Semmel und Zucker. Oder glaubst du, Klaus braucht nicht mehr als eine Pfefferminzstange? Oder sie, am Fenster, mit Brustbeutel und Erkennungsmarke? Oder die mit ihrem Sohn in Rumänien? Laß dir man Zeit, Korp'ral. Sie werden dir noch brauchen, wie der Grafensohn dir gebraucht hat, zum Sterben wenigstens, und wie der kleine Klaus dir gebraucht hat, als er noch seine zwei Beine hatte . . .“

Dann gehen sie wieder durch den fallenden Schnee. Mitunter heben sie die Schultern, um gewiß zu sein, daß der Tornister nicht mehr da ist, und die Abwesenheit dieser harten, schweren Dinge ist ein Glück, das sie langsam zu erfüllen beginnt. Sie gehen nicht in ein Gefecht, eine Revierstube, ein Stacheldrahtdepot. Sie gehen ohne Auftrag und Befehl, einfach vor sich hin, ohne Uhr, ohne Ausweis. Sie gehen eben. Zu einem Herdfeuer, einem weißgedeckten Tisch, zu Händen, die nichts von Blut wissen.

Ein Schlitten mit Brennholz kommt ihnen entgegen. Der Fuhrmann sitzt auf den weißen Birkenkloben, die Mütze über die Ohren gezogen. Sie treten zur Seite, und Oberüber knallt die Abfäße zusammen. „Ein Unteroffizier ein Mann auf dem Wege vom Weltkrieg zum Frieden!“ meldet er mit unbewegtem Gesicht.



Holzschnitt
von
Josef Gend.

Winter.

Ja!!

Erzählung von Hans Frank®.

Als der Holzwärter Hinnick Kätelbusch nach viereinhalb Jahren, die nicht ein einziges Mal von Urlaub unterbrochen waren, aus dem Krieg heimkehrte und von seinen sechs halbverhungerten Kindern zu seiner wohlgenährten Hündin hinübersah, schrie er die Holzwärterin an: „Warum hast du den Köter nicht verkauft!!“

„Wer — — kauft — —?“ tastete die verhärmtete Frau die Worte ihres wütigen Mannes ab. „Herma wer — kauft —?“

Denn die stichelhaarige Vorstehhündin, welche gewährte, daß man von ihr sprach, und fragend ihren Herrn — die Herrin, die Herrin — ihren Herrn anblickte, war — seit man sie um stündhaft viel Geld zu Zuchtzwecken erstand — das Kleinod im Haus. Die Kinder wurden nicht besser gehalten als sie, und einmal hatte der Holzwärter gar die Lästerung hervorgehoben: Er könne freilich keins von seinen Sechsen missen; wenn's indessen — was Gott verhüten möge! — eines Tages doch hieße: „Ein Kind oder Herma!“, so würde er — es hülfte zu nichts, sich und ihr was vorzumachen — würde er antworten: „Das Kind!“

So hatte die Holzwärterin, als in Deutschland die Not anfangs von Jahr zu Jahr, dann von Monat zu Monat, schließlich von Woche zu Woche wuchs, den Kindern die Mahl-

zeiten kleiner und kleiner bemessen, hatte sich die Bissen vom Munde abgespart, hatte gehungert, damit Herma satt wurde. Es war allerdings drinnen und draußen vieles nicht so, wie es sein sollte. Die Kinder blaß und hohläugig. Im Stall kein Schwein. Von den drei Kühen nur noch eine vorhanden. Diese eine nicht viel mehr als ein muhendes Geripp. Der Garten verunkrautet. Das Geld voller Quecken. Es war vieles nicht so, wie es sein sollte — — Aber eins war untadelig, eins war unverändert, eins war wie vor dem Krieg: Herma! Und um Hermas willen würde der Mann über alles andre wegsehn. Würde verzeihen. Würde guten Muts werden. Jetzt aber: Wer — kauft — —?

„Sind sieben Menschen nicht mehr wert als ein Hund?“ knatterte die Wut des Mannes in das Sinnen der Frau.

„Wer hätte Herma nach ihrem Wert bezahlen sollen?“ versuchte die Holzwärterin sich zu entschuldigen.

„Nun reicht's freilich dazu bei keinem mehr. Aber vor zwei, vor einem Jahr hättest du Käufer gefunden! Monatslang wären die Kinder von dem Geld satt geworden! Hast natürlich wieder mal nicht zur rechten Zeit umgedacht. So bleibt mir nichts übrig, als sie ins Jenseit zu befördern!“

„Hinnick!!“

„Warum schreiest du? Den Köter mein ich. Nicht die Kinder!“ Eine Viertelfunde später trat der Holzwärter Hinnick Kätelbusch aus seinem Haus. Ihm zur Seite: Herma. Die hatte

* Aus dem Novellenband „Das Zeitenprisma“, dreimal dreizehn Geschichten von Hans Frank. Verlag Georg Müller, München 1932. 353 Seiten.

Bach
im
Winter.



Lichtbild:
G. Haackel.

ihn zwar bei seiner Heimkehr in der Früh wie einen Fremden bekläfft. Aber ein Anruf — schon war sie mit ihrem Freuden-geheul auf ihn zugesprungen. Hatte — aller Abwehr, alles Befehlens, alles Scheltens ungeachtet — seine Hände, sein Gesicht liebevoll geleckt. War ihm auf Schritt und Tritt gefolgt. Hatte die viereinhalb Jahre der Trennung hinter sich gebracht, als hätte er sie nur viereinhalb Stunden auf sich warten lassen.

Die Holzwärterin war im Vorgarten beschäftigt.

„Willst du sie zum Abschied nicht nochmal kraulen?“ sagte Himmick Kätelbusch, während er an seiner Frau vorüberging.

„Soll sie wirklich —?“ fuhr die Holzwärterin von der frisch gegrabenen Erde empor.

„Wenn du die Kinder hungern sehen kannst — deine Sache! Ich kann's nicht!“ bellte der Holzwärter. Ohne auf seinem Wege innezuhalten. Ohne sich nach seiner Frau umzublicken.

Als der Verbitterte — Herma an seiner Seite — bis zur Gartenpforte gelangt war und sich bückte, um unter dem Sauerdorn hinwegzugehen, der seine stacheligen Zweigbogen darüber wölbte, rief die Holzwärterin: „Aber du hast ja gar kein Gewehr mitgenommen!“

„Gewehr?“ rief Himmick Kätelbusch sich höhnisch hoch, wandte das Gesicht nun doch zurück, zog etwas Blankes aus der Tasche, das die Holzwärterin nicht erkannte — nur daß eine Schnur daran hing, sah sie — lachte auf und zeigte seiner Frau fleischend die Zähne.

„Gewehr?“ stellte der Holzwärter Himmick Kätelbusch, als er — Herma an seiner Seite — nach viereinhalb Jahren wieder zum erstenmal durch seinen Kiefernwald ging, grimmig fest. Er brauchte kein Gewehr! „Erschießen?“ Zu schad geworden für einen Hund! Nicht mal Menschen wurden zuletzt draußen noch einer ehrlichen Kugel gewürdigt. Man hatte aus der Erde herauf, vom Himmel herab Sprengstoffe auf sie geworfen. Eins — zwei — drei: weg! Aufschlag, bums: Hinüber waren sie! Ein Duzend. Mehrere Duzend. Noch heimtückischer hatte man sie getrieben. Hatte den Boden unterhöhlt, eine Schnur angezündet, sich in Sicherheit ge-

bracht, und auf die Minute genau war ein Loch dagewesen, in das Hunderte für immer versanken: „Herma erschießen?“ Ein zeitgemäßes, ein kriegsgerechtes Ende sollte Herma haben. Im Segen mit ihr!

Von allem, was in Himmick Kätelbusch aufgespeichert war an Wut und Verzweiflung, an Haß und Verachtung, an Ekel vor Mensch und Gott, vor Ding und Tier, wollte er sich befreien durch eine sinnwidrige, durch eine beispiellose Tat, durch wahrwitzige Vernichtung dessen, was ihm das Liebste auf Erden war, lieber als Frau und Kinder. Nur so konnte der Weg freigelegt werden, der ihn — da es ein Zurück nicht gab — weiterführte. Weiter in unbetretenes Land!

Als der Holzwärter Himmick Kätelbusch — Herma an seiner Seite — in die Tiefe des Waldes gelangt war, kettete er die Hündin an die mächtigste aller Kiefern, holte eine Sprengpatrone, die er sich beim Wegebau in Feindesland angeeignet hatte, aus der Tasche, band sie seiner geduldigen Begleiterin unter den Bauch, setzte die Zündschnur in Brand und ging, mit der Uhr in der Hand, davon. Gemessenen Schrittes. Warum eilen? Auf die Minute genau wußte er, wann es hinter ihm bums! machen würde, so daß Herma nicht mehr war.

Plötzlich hört der Holzwärter: Hundegebell! Kein Heulen der Angeketteten. Sondern freudiges Gefläß.

„Herma —?“ schreit Himmick Kätelbusch. Befehl ist dieser Schrei. Und Angst. Angst vor jener Vernichtung, der er viereinhalb Jahre in Feindesland entgangen ist, nun aber in der Heimat verfallen soll. Denn — der Zurückgewandte sieht es mit Schaudern — denn die Hündin hat sich losgerissen. Jagt näher. Mit der brennenden Zündschnur. Die in Minuten den ersten Funken bis zur Sprengpatrone hingeleitet hat! Dann aber — — —! Hunderte von Malen hat Himmick aus sicherer Ferne klopfenden Herzens dieses Damm — — —! gesehen.

Retten! Hinter einen Baum! Unsinn. Als ob Herma — seine Herma, die niemals eine Spur verliert — ihn dort nicht fände. Laufen! Und der Holzwärter läuft. Wie er nie in seinem Leben gelaufen ist. Denn er weiß: der Tod ist ihm auf den Fersen. Minuten nur — Herma wird hinsein. Bäume



Winter im Riesengebirge.

Lichtbild: G. Haeckel.

werden krachen, splintern, in der Luft tanzen. Werden zusammenfallen. Über Herma. Nicht nur über Herma. Sondern über Herma und ihn. Über ihn, dessen Glieder umherfliegen wie Zweige, Äste und Stämme. Laufen! Aber wie kann Laufen retten? Herma — seine Herma, der kein Vierbein, das er kennt, an Schnelligkeit gleichkommt — rennt mit dem Tod näher. Ist der Tod. Der klaffende Tod. Laufen! Nicht doch. Widersinnig. Wie der Krieg widersinnig war. Wie der Friede durch den Krieg widersinnig geworden ist. So daß man auch zu ihm, wie zum Krieg, Nein! sagen muß. Nein!!

Der Holzwärter bleibt stehen. Schreit Herma an: „Zurück!“ Schreit: „Leg dich!“ Schreit: „Kusch!“

Die Hündin legt sich.

Hinnick Kätelbusch läuft von neuem.

Das ist das Zeichen für Herma, aufzuspringen, ihrem Herrn laufend zu folgen und den Abstand von Sekunde zu Sekunde zu verringern.

Der Holzwärter wirft nach seiner Hündin. Mit Erde, Grasbüscheln, Steinen. Mit allem, was ihm in die Hand kommt.

Herma stutzt. Steht.

Kaum jedoch wendet sich Hinnick Kätelbusch, so setzt Herma ihm von neuem nach. Schließlich ist sie neben ihrem Herrn. Der läuft, obwohl es widersinnig ist. Nur noch Sekunden! sieht der Holzwärter. Dann — — —!

Da: Blinken zwischen den Stämmen! Wasser! Hinnick Kätelbusch ist, gegen seinen Willen, waldwärts gelaufen. Der Döpssee! Die Rettung!! Der Holzwärter läuft zum Ufer des Sees. Springt hinein. Aber — ist er vom Laufen übermüdet? hat der Krieg ihn entkräftet? — der gute Schwimmer versinkt. Das Wasser schlägt über seinem Kopf zusammen. „Geschieht dir recht!“ ist alles, was Hinnick Kätelbusch denken kann. „Geschieht dir recht! Recht — recht — —“

Als es in ihm so laut zu rauschen beginnt, daß er sich selber nicht mehr hört, wird er gepackt. Wer? Herma!

„Also wir beide!“ denkt Hinnick Kätelbusch.

Doch die Hündin zieht ihn nach oben.

Sinnlos! Wie alles sinnlos ist. Das Leben — sinnlos. Der Tod — sinnlos. Der Mensch — sinnlos. Gott im Himmel — sinnlos. Nur ein Wort bleibt zum Beschluß: Nein! Nichts als: Nein!! In Sekunden ist die Zündschnur abgebrannt. Nicht erst nach oben, Herma! Versinken!

Die Zündschnur — zu — — Ende gebrannt? Im Wasser? „Herma!!“

Die Hündin nimmt die gurgelnden Laute ihres Herrn für einen Hilferuf. Verdoppelt die Kraft ihres Zerrrens. Der Gefährdete ist ihr behilflich. Mit schwachen Kräften nur. Dann stärker, immer stärker. Schließlich schwimmen Herr und Hündin — Seite an Seite — dem Ufer zu: zwei Kameraden, die das Leben in den Tod, die der Tod in das Leben getrieben hat.

Als der Holzwärter Hinnick Kätelbusch wieder auf seinen Beinen steht, löst er die Sprengpatrone mit der erloschenen Zündschnur von seiner Hündin und wirft sie, soweit er vermag, in den See. Dann geht er stundenlang — Herma an seiner Seite — durch den Wald. Geht, als er seinen Haß ausgeatmet hat, nach Hause.

„Ich hab's gewußt, daß du ihr kein Leid antun kannst!“ jubelte, da ihr Mann — Herma an seiner Seite — in den Garten tritt, die Holzwärterin.

Hinnick Kätelbusch schweigt.

„Wir müssen es schaffen!“ wagt die Holzwärterin ihn anzurufen.

„Wir werden es schaffen!“ antwortet Hinnick Kätelbusch und gibt der Wiedergefundenen beide Hände — — —

Ein Jahr hernach gebar die Holzwärterin Zwillinge. Am selben Tag, da Herma sieben Kinder warf.

„Gut“, lachte der Holzwärter Hinnick Kätelbusch, als sie um die Zukunft bangt, die Erschöpfte an, „gut, daß nicht sieben im Bett und zwei im Zwinger liegen!“ Da lachte auch die Holzwärterin. „Wir werden es schaffen!“ versichert sie.

„Ja!“ sagt der Mann.

„Ja!“ sagt die Frau.

Vom Stundenschlag der Ewigkeit.

Von Dr. Th. Wolff.

Mikroskopische und makroskopische Zeitmessung. — Ewigkeitsuhren. — Vom Zerfall des Radiums. — Eine kosmische Sanduhr. — Das kosmische Zifferblatt. — Die Ewigkeitssekunde. — Märchen der Ewigkeit.

Die Instrumente, die der Zeitmessung dienen, gehören zu den wichtigsten Hilfsmitteln des Kulturlebens. Vom senkrechten Stab, der durch Länge und Lage seines Schattens den wechselnden Stand der Sonne und damit den Ablauf des Tages anzeigte, bis zu den Sand- und Wasseruhren späterer Zeit und endlich zu den Uhrwerken unserer Tage, den Erzeugnissen einer hochentwickelten Feinmechanik, zieht sich eine unübersehbare Reihe immer scharfsinniger konstruierter Zeitmesser hin, bestimmt, den Tag, die große Zeiteinheit unserer Daseinsweise, in Stunden, Minuten und Sekunden zu teilen. Ohne Uhren kein Verkehr, keine Technik, keine wirtschaftliche und soziale Gemeinschaft. Zeitmessung ist nötig!

Auch die Wissenschaft ist an die Formen der Zeitmessung gebunden. Aber sie hat es in vielen Fällen mit ganz anderen Zeiteinheiten zu tun, als für unser Tagewerk nötig sind. Wenn sie darangeht, Lebensalter und Entwicklungsstadien unseres Erdballes oder gar der anderen Weltkörper im unendlichen Raume festzustellen, so rechnet sie nach Jahrmillionen. Tatsächlich ist der für jede menschliche Vorstellung ganz unfassbare Zeitraum einer Million von Jahren die zeitliche Einheit der geologischen und kosmologischen Forschung. Da erhebt sich die Frage, welche Mittel dem Forscher zur Verfügung stehen, um auch solche ungeheuren Zeiträume messen und bestimmen zu können. Uhren, die auf den Stundenschlag der Ewigkeit geeicht sind, müssen das sein, die statt der gleichsam mikroskopischen Tageseinteilung die Aeonen im Werden und Geschehen des Mikrokosmos messend zu unserer Kenntnis bringen.

Und die Wissenschaft hat glücklicherweise Mittel der mikroskopischen Zeitmessung gefunden. Die Natur selbst bietet ihr in vielen ihrer Bildungen solche Ewigkeitsuhren dar, an denen sie den Ablauf der Jahrmillionen verfolgen kann. Die Flüsse ergießen mit ihren Wassermengen zugleich auch die in ihrem Wasser gelösten Salze in das Weltmeer; der jährliche Zufluß an Salzen läßt sich durch Untersuchungen und Berechnungen annähernd bestimmen und aus der feststellbaren Gesamtmenge an Salzen in den Ozeanen die Zahl der Jahre, während deren diese Salzzufuhr stattgefunden hat, also das Alter des Weltmeeres berechnen, das auf Grund dieser Methode heute mit etwa 350 Millionen Jahre angenommen wird. Ebenso können wir aus der jährlichen Ablagerung der Flüsse an mineralischen Stoffen, durch welche die Sedimente gebildet werden, einerseits und aus der Gesamtmächtigkeit dieser Sedimente andererseits auf das Alter dieser Bildungen schließen und kommen damit zu gewissen Annahmen für das Alter der einzelnen Lebens- und Entwicklungsperioden der Erde. Solche und ähnliche Methoden der Zeitbestimmung auf rein geologischer Grundlage gibt es noch eine ganze Reihe, aber sie haben alle erhebliche Fehler und Mängel. Die in Frage kommenden Vorgänge, wie Salzzufluß, Ablagerung usw., verlaufen nicht gleichmäßig, und ihre Intensität läßt sich nur annäherungsweise feststellen. Daher ermangeln auch die aus ihnen gezogenen Schlüsse der Genauigkeit; sie stellen nur Durchschnitts- oder Wahrscheinlichkeitswerte dar, und die Zahlen, die auf Grund solcher Methoden von verschiedenen Forschern für die Größe der in Betracht kommenden zeitlichen Epochen errechnet werden, gehen oftmals ganz gewaltig auseinander.

Die hier betrachteten Naturbildungen haben also nur einen sehr hypothetischen Wert als Mittel der Zeitmessung: das Uhrwerk, d. h. die zugrunde liegenden Bildungsvorgänge, läuft sehr ungleichmäßig, und man weiß nicht, ob und wie oft es schon gänzlich stehengeblieben ist. Demgegenüber hat die geologische Forschung aber in den letzten Jahrzehnten eine völlig neue Art von Naturvorgängen kennengelernt, die sich mit einer früher ungeahnten Sicherheit und Zuverlässigkeit als Mittel der Zeitmessung, ja geradezu als eine Art idealer Ewigkeitsuhren verwerten lassen und bereits heute der Forschung die wertvollsten Dienste geleistet haben. Diese Ewigkeitsuhren hat die Wissenschaft gefunden in den radioaktiven Substanzen. Diese geheimnisvollen Stoffe, die, seitdem wir sie überhaupt kennengelernt haben, so gewaltig zur Wandlung unserer Anschauungen über Natur und Konstitution der Materie beigetragen haben und seit Beginn dieses Jahrhunderts bis heute unverändert im Brennpunkt des naturwissenschaftlichen Interesses stehen, diese Substanzen also bewirken Vorgänge, die von Ewigkeit zu Ewigkeit und dabei mit der Präzision eines Chronometers feinsten Arbeit verlaufen. Sie sind also die gegebenen Uhren für die Zeitmessung des geologischen und darüber hinaus sogar des kosmologischen Weltgeschehens.

Was befähigt die radioaktiven Substanzen, diese unvergleichliche Rolle für unsere Naturerkenntnis zu spielen? Nun, es ist die heute so viel besprochene Atomzertrümmerung, die unaufhörlich stattfindende Zerfallstätigkeit innerhalb dieser Substanzen, die als größtes Naturwunder sich dem staunenden Blick des Forschers seit etwa einem Vierteljahrhundert enthüllt hat. Die radioaktiven Substanzen zerfallen, indem sie aus Gebilden komplizierter molekularer Konstruktion zu solchen einfacheren Aufbaues übergehen. Dieser Zerfall findet mit völliger Konstanz und Gleichmäßigkeit statt, so daß wir aus Art und Menge der Zerfallprodukte mit geologischer Genauigkeit auf das Stadium des Zerfallprozesses und damit auf die Zeiträume, die jener bis dahin durchlaufen hat, schließen können. Die Zerfallstätigkeit der radioaktiven Substanzen ist zu vergleichen der Tätigkeit einer Sanduhr und kann in derselben Art wie diese zur Zeitmessung benutzt werden. Die Sanduhr, so wie sie in früheren Zeiten, vor der Erfindung der eigentlichen Räderuhren, zur Zeitmessung verwandt wurde, und wie sie vereinzelt auch heute noch verwandt wird — beispielsweise in der Küche als beliebte Eieruhr —, besteht aus zwei durch eine enge Öffnung verbundenen Gefäßen. Aus dem einen Gefäß rieselt durch die Verbindungsöffnung feiner, trockener Sand in das untere Gefäß; in jeder Zeiteinheit, etwa einer Sekunde oder einer Minute, fällt eine ganz bestimmte und immer gleichbleibende Menge Sand herab, und aus der Menge des herabgefallenen Sandes läßt sich mit Genauigkeit auf die zeitliche Länge des Vorganges schließen. Auf ganz demselben Prinzip beruht auch die Wirkung der Wasseruhren.

Eine der radioaktiven Substanzen, deren Zerfallstätigkeit sich ganz nach dem Schema einer Sanduhr vollzieht, ist das Uran, ein Element, das von allen Stoffen das höchste Atomgewicht hat (238). Das Uran zerfällt, indem sich aus der Muttersubstanz durch Abschleuderung von Heliumatomen nacheinander eine ganze Reihe anderer Elemente mit abnehmend niedrigerem Atomgewicht bildet, darunter auch das



Wintermorgen.

Lichtbild : H. Rupp.

Radium mit seinen verschiedenen Zerfallprodukten, die der Chemophysiker als Radiumemanation sowie als Radium A bis Radium G bezeichnet. Das Endprodukt dieses Zerfallprozesses, das Radium G, ist Blei, Radiumblei oder auch Uranblei genannt, das seiner molekularen Beschaffenheit nach ganz ähnlich, aber doch nicht völlig gleich dem sonst in der Natur vorkommenden Blei ist, sich vielmehr durch seinen kleinen Unterschied des Atomgewichtes von diesem charakteristisch unterscheidet. Und dieser physikalische Vorgang geht mit der Gleichmäßigkeit einer Präzisionsuhr vorstatten, nur daß eine solche, um in Tätigkeit zu bleiben, regelmäßig aufgezogen und auch vor äußeren störenden Einwirkungen sorgfältig bewahrt werden muß, während die Uranuhr aus eigener innerer Kraft den Ablauf jenes Zerfallprozesses bewirkt und ihn ohne menschliches oder sonstiges Zutun und auch völlig unbeeinflusst von Temperaturschwankungen oder sonstigen energetischen Einflüssen die Jahrtausende hindurch fortsetzt. Diese völlige Gleichmäßigkeit jenes inneren Vorganges gibt dem Uran seinen unschätzbaren Wert als Mittel der Zeit-

messung. Denn jede Uhr, gleichviel welcher Art, ob die primitive Sonnenuhr oder die feinste Genfer Taschenuhr, besteht im Prinzip darin, daß irgendein Vorgang oder eine Bewegung in gleichen Zeitintervallen immer dieselbe Größe aufweist. Bei der Sonnenuhr ist dies das gleichmäßige Fortschreiten der Sonne am Himmel und die dadurch bedingte gleichmäßige Veränderung des Schattens nach Länge und Lage; bei der Pendeluhr ist es die periodische Pendelschwingung, die stets in genau derselben Zeit verläuft; bei der Erde ist es ihre gleichmäßige periodische Drehung, die uns das Zeitmaß des Tages liefert, und bei der Uranuhr ist es die Gleichmäßigkeit des Zerfallvorganges, die sich darin bekundet, daß in gleichen Zeiten immer die gleichen Mengen Uran in Blei verwandelt werden.

Die Gleichmäßigkeit oder Periodizität des Vorganges allein würde noch nicht genügen, um den Vorgang zur Uhr zu machen. Damit das möglich ist, muß auch ein Zifferblatt vorhanden sein, auf dem die abgelaufenen Zeitintervalle registriert werden. Und als ob der Natur daran läge, den

Forscherin seinem Bemühen um die Erlangung einer geologischen Uhr nach Möglichkeit zu unterstützen, hat sie der Uranuhr auch gleich ein Zifferblatt mitgegeben. Dieses besteht, wiederum analog der Sanduhr, in der jederzeit ablesbaren Menge der Zerfallprodukte des Urans. Unsere Forscher konnten auf Grund genauer theoretischer Berechnungen feststellen, daß das Uran in einer Million Jahre den 7900. Teil seiner Masse in Blei verwandelt, woraus, wie leicht berechnet werden kann, folgt, daß 100 Gramm Uran in 79 Millionen Jahren gerade 1 Gramm Blei liefern. 1 % Blei in einem Uranerz entspricht also einer Lebensdauer des Minerals von 79 Millionen Lebensjahren, 2 % einer solchen von 158 Millionen, 3 % von 237 Millionen Lebensjahren usw. Aus dem Prozentsatz an Blei kann genau die Zeit des Zerfallprozesses und damit die Lebensdauer des Minerals abgelesen werden. Eine Uhr mit Pendelschlag und Zifferblatt, gegeben durch die Gleichmäßigkeit und Periodizität des Zerfallprozesses eines Elements, ist hier von der Natur geschaffen und gestattet uns, den Blick um Hunderte und Tausende von Jahrtausenden rückwärts zu lenken und mit aller nur wünschenswerten geologischen Genauigkeit auf dem Zifferblatt der Ewigkeit den Verlauf jenes Prozesses abzulesen.

Aber nicht nur Lebensvorgang und Lebenszeit des Uranerzes, sondern auch die unserer Erde selbst können wir auf jenem Zifferblatt ablesen. Seit der Begründung dieser Methode der geologischen Zeitmessung sind zahlreiche Uranerze untersucht worden. Viele von ihnen wiesen nur einen verhältnismäßig kleinen Bleigehalt auf, der auf die entsprechend kurze geologische Lebenszeit von etwa 100 Millionen Jahren schließen ließ. Das war also der Zeitpunkt, zu dem dieses Mineral sich aus einer noch glühenden Lava des Erdballes schied, erstarrte und zugleich seine Zerfallstätigkeit begann. Andere Uranerze ließen nach der Menge ihres Bleies auf ein entsprechend höheres Alter schließen, und bei einer ganzen Anzahl dieser Mineralien wurde ein Höchstgehalt von ungefähr 20 % Blei festgestellt, der einem Lebensalter von rund 1500 Millionen Jahren entspricht. Der Zeitpunkt, zu dem sich diese ältesten Uranerze abschieden, muß ungefähr derselbe gewesen sein, zu dem unsere Erde aus dem glühend-

flüssigen in den festen Zustand überging. Damit hat die Uranuhr das für uns wichtigste Datum der Lebensgeschichte unserer Mutter Erde angezeigt. Gegenüber den älteren geologischen Methoden der Zeitmessung und den durch solche errechneten mehr oder weniger hypothetischen Werten können wir jener Zeitangabe der Uranuhr ein hohes Maß von Sicherheit und Genauigkeit beilegen.

Und noch weiter können wir von jenem Zeitpunkt der ersten Erstarrung unseres Erdballes den Blick rückwärts in die Ewigkeit der Weltwerdung senden. Jenem Zeitpunkt muß eine noch längere Zeit vorangegangen sein, in welcher die Erde sich in glühend-flüssigem und vordem in glühend-gasförmigem Zustand befand. Die hieraus zu berechnende Gesamtlebenszeit unseres Erdballes ergibt den Zeitpunkt, in welchem er einstmals dem Schoße seiner Mutter Sonne entsprang, um als selbständiger Weltkörper im großen Sonnensystem seine Bahn zu ziehen, und dieser Zeitpunkt wiederum läßt Schlüsse zu auf die Lebenszeit und die Entwicklungsstadien der Sonne selbst. Auf eine Vergangenheit unseres Sonnensystems von etwa 10 000 Millionen Jahren, begonnen mit der ersten Bildung unseres Sonnenballes aus dem Urnebel, führt uns der Zeiger der Ewigkeitsuhr zurück, und diese Lebensdauer dürfte auch die der anderen leuchtenden Fixsterne sein.

Ein hübsches Märchen, das uns aus der Schulzeit her noch wohlbekannt ist, läßt sich folgendermaßen vernehmen: In Hinterpommern steht ein Berg aus Diamant; zu dem kommt alle hundert Jahre ein Vöglein geflogen, um seinen Schnabel daran zu weßen, und wenn einstmals der ganze Diamantberg abgewetzt sein wird, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vergangen! — Die Phantasie des Märchens hat hier aus Diamant und Vogelschnabel den Sekundenschlag der Ewigkeit dichterisch vorweggenommen. In dem geheimnisvollen Uhrwerk der radioaktiven Substanzen (das Uran ist nicht etwa das einzige „Urblement“), die uns gestatten, das Werden des Kosmos bis auf die Ewigkeitssekunde, die Jahrtausende genau, messend zu verfolgen, hat das Märchen seine Verwirklichung gefunden, die sein Schöpfer bei aller dichterischen Phantasie sicherlich nicht geahnt hat.

Wer hat recht behalten?

„... Wir werden nach meiner Überzeugung mit einer längeren Tiefkonjunktur rechnen müssen, weil die schweren Fehler der vergangenen Jahre nicht so schnell auszugleichen sind. Bei dieser Sachlage haben die Berufenen alle Veranlassung, zu überlegen, was zu tun ist, um den wirtschaftlichen Rückgang zum mindesten aufzuhalten. Meines Erachtens ist es die erste Aufgabe, zu einem durchgreifenden Preisabbau zu gelangen. Es ist nicht damit getan, daß der Reichsbankdiskont gesenkt wird, es müssen vielmehr alle Faktoren, die für die Preisbestimmung maßgebend sind, angefaßt werden. Regierende und Regierte, Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollten nicht länger zögern, sich dieser Aufgabe zu unterziehen...“

Generaldirektor Dr. Albert Vögler

auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute am 17. und 18. Mai 1929.

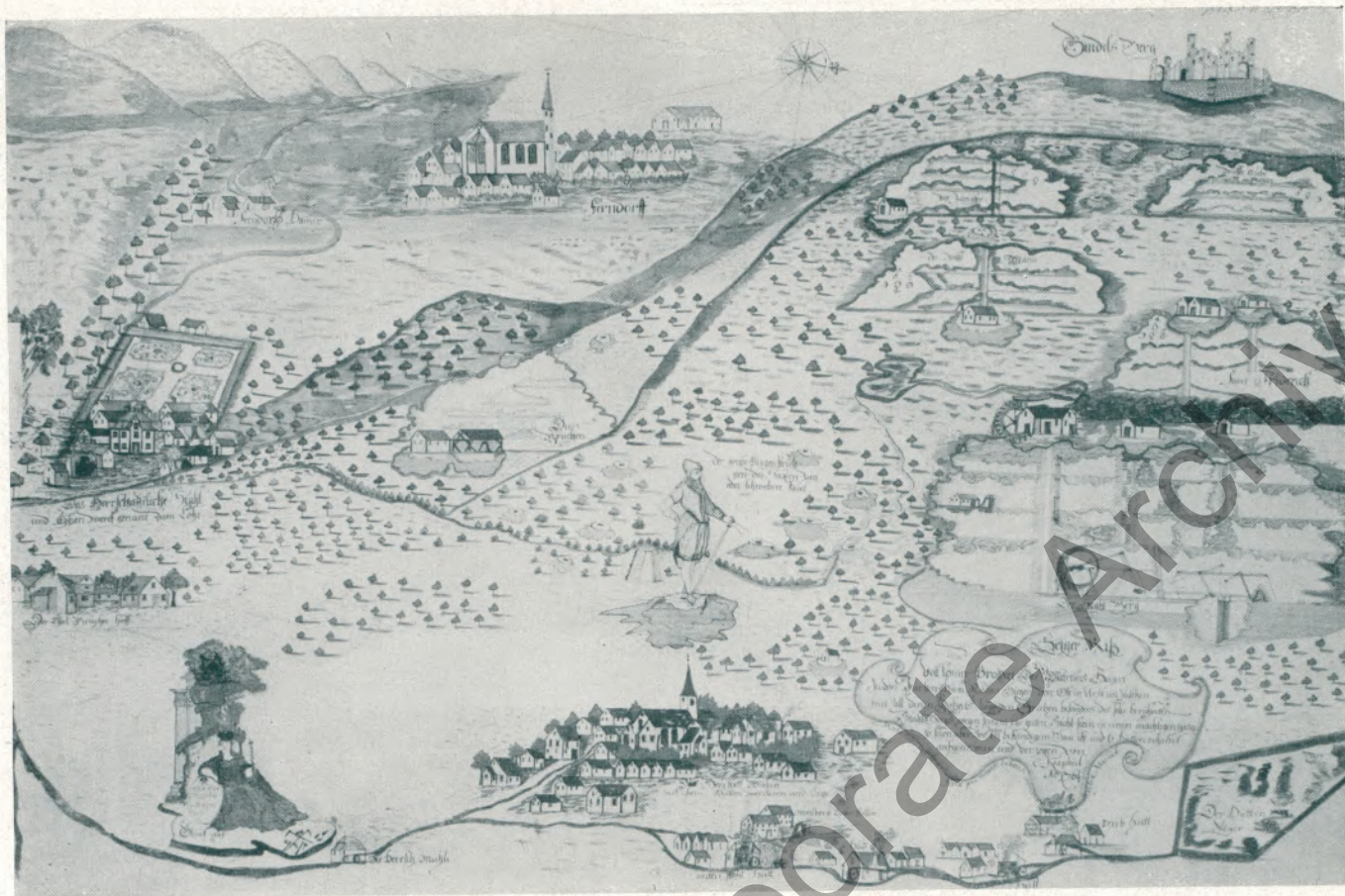
„... Erfolgt im Rahmen unserer gesamten Wirtschafts- und Sozialpolitik nicht bald eine grundlegende Umkehr, so muß ein Teil unserer Wirtschaft verkümmern. Besonders gefährdet scheint mir neben der Landwirtschaft die Schwer- und Rohstoffindustrie. Ich möchte nicht im einzelnen wiederholen, was früher schon oft betont ist, daß wir mehr als die doppelten Löhne haben wie unsere Nachbarländer, so daß deren Selbstkosten wesentlich geringer sind als die unsrigen. Bei Fortsetzung unserer Politik auf dem bisher eingeschlagenen Wege wird an der Ruhr in zehn Jahren mancher Schornstein nicht mehr rauchen...“

Kommerzienrat Paul Reusch

auf der Tagung des Langnamvereins am 8. Juli 1929.

„... Das Geschrei der Wirtschaftsführer ist nur angestimmt, um ihren Plan der Lastenabwälzung auf die arbeitende Menschheit zu vernebeln. Das soll nicht gelingen. Die Lasten müssen aufgebracht werden, aber sie müssen auf die tragfähigen Schultern gelegt werden. Dafür müssen wir sorgen.“

Metallarbeiter-Zeitung Nr. 29 vom 10. Juli 1929.



Seigerriß der Grube Stahlberg und der umliegenden Silber- und Eisengruben aus dem Jahre 1764.
Nach einem im Besitz der Königin der Niederlande befindlichen Stich.

Das Ende eines tausendjährigen Bergbaus.

Zur Stilllegung der Grube „Stahlberg“ bei Müsen im Siegerlande.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1931.

Von Dr. Hans Kruse, Siegen.

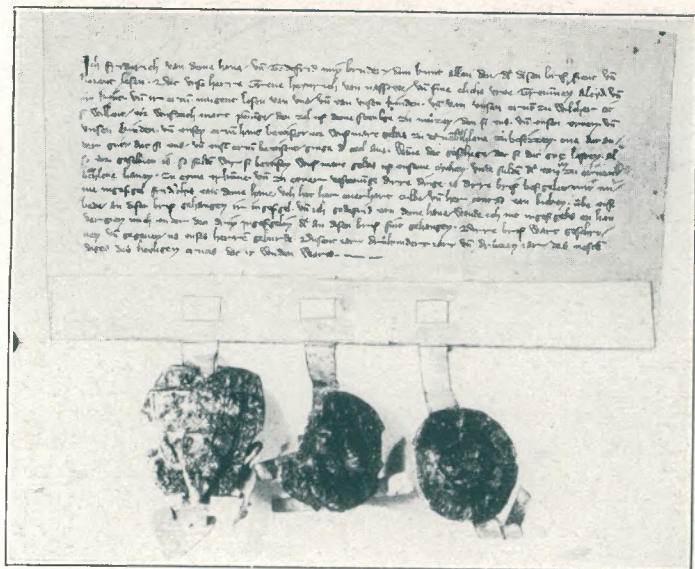
Es war eine ebenso ernste als erhebende Feier, zu der sich am Abend des 1. April des Jahres 1931 die Belegschaft der Müsener Grube Stahlberg und die gesamte Einwohnerschaft dieses alten deutschen Bergmannsdorfes in dem bescheidenen Dorfkirchlein zu Müsen zusammenfand. Sollte doch in dieser Stunde, in der die Belegschaft Abschied nehmen mußte von einem Werk, dem ihre Vorfäter seit mehr als einem Jahrtausend in treuer Bergmannspflicht gedient hatten, noch einmal der Ruhm dieses Bergwerkes, das einst als das Mekka der deutschen Bergleute galt, vor aller Welt kundgetan werden. Und in der Tat ist die Kunde von dieser seltsamen Stilllegungsfeier, die zunächst bei denen, die der großen geschichtlichen Bedeutung dieses Bergwerkes unkundig waren, Kopfschütteln erregte, durch alle deutschen Lande gegangen.

Da, wo sich im Norden des Siegerlandes, hart an der Grenze nach dem kölnischen Sauerlande, Kindelsberg und Martinshardt erheben, liegt am östlichen Fuße dieser Berggruppe das Dörflein Müsen, schon im Jahre 1079 (!), also vor nicht viel weniger als tausend Jahren, als „Muzena“ in der ältesten Siegerländer Urkunde erwähnt. Daß diese Gegend um Kindelsberg und Martinshardt schon früh besiedelt war, dafür spricht unter anderem ein in die jüngere Steinzeit zurückführender Fund. Dafür, daß im Siegerlande schon in den ersten vor- und nachchristlichen Jahrhunderten Eisen gewonnen wurde, fehlt es nicht an Beweisen, auch wenn die Urkunden bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts davon schweigen. Vom Müsener Bergbau gibt uns eine Urkunde aus dem Jahre 1313 die erste Nachricht. Damals gaben zwei Siegerländer Adelige, die Brüder Gottfried und Friedrich vom Hain, dem Grafen von Nassau das Wieder-

lösungsrecht des Stollens vom „Stenberg zu Müsen“ für 50 Mark, einem für jene Zeit namhaften Betrag, der den halben Zolleinkünften entsprach, welche der Graf von Nassau damals aus der Stadt Siegen hatte.

Die Wende vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert ist eine deutlich erkennbare Blütezeit des Siegerländer Bergbaus und der sich darauf gründenden Industrie. Damals verließen die Waldschmiede ihre primitiven Rennfeuer, und an den Flußläufen des Landes entstanden die mit Wasserkraft getriebenen Hütten- und Hammerwerke, deren schnelle Vermehrung sich an Hand von Urkunden von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgen läßt.

Auch der Bergbau auf Silber, das gerade in den mit dem Stahlberg verbundenen Nebengruben gewonnen wurde, stand in jener Zeit in hoher Blüte. Schon um 1150 wurden in Siegen Silbermünzen geprägt, und gegen Ende des drei-



Urkunde

über die Beteiligung der Nassauer Grafen am Stahlberge (1538).

zehnten Jahrhunderts treffen wir in Freiberg im Erzgebirge Siegerländer, die dort an der Erschließung des Silberbergbaus beteiligt waren. Am Kindelsberg und an der Martinshardt sind die alten Siegerländer Bergmannsfagen entstanden. Hier lag die sagenhafte Stadt Altenberg, deren Bewohner durch den Bergbau so reich und üppig geworden waren, daß sie den Armen zum Hohne mit silbernen Kugeln nach silbernen Regeln warfen und ihren Hochmut schließlich so weit trieben, daß ein göttliches Strafgericht die Stadt untergehen ließ. Es ist die Siegerländer Vinetafage, die nicht nur auf den blühenden Silberbergbau jener Zeit, sondern auch auf die schon damals herrschenden ernsten sozialen Gegensätze hindeutet.

Der Ruhm des Stahl- oder Stenberges — man sprach bis in das vorige Jahrhundert hinein vom „Müsfener Stein“ — gründet sich freilich vornehmlich auf die Vorzüglichkeit seines Stahls. Dieser wurde im Mittelalter von den in der Stadt Siegen sesshaften Stahlschmieden — der erste mit Namen genannte Siegener Bürger heißt Luzzo Stahlschmidt —, nachdem in den mit dem Stahlberg verbundenen Hüttenwerken der Rohstahl erzeugt war, zu kleinen Stäben verarbeitet und, soweit er nicht im Lande selbst in Fertigware umgewandelt wurde, vornehmlich in das Bergische und Märkische Gebiet und nach Köln ausgeführt. Der Ruf der Kölner Schwertfegerzunft gründete sich ebenso wie der der Solinger Klingenschmiede, der Remscheider Werkzeugschmiede und der Hasper Sensenschmiede auf den Müsfener Stahl. Auch der in den hansischen Urkunden unter anderen auf den Märkten zu Dordrecht, Stavoren, Stockholm und auf nord- und ostdeutschen Märkten vielfach erwähnte Stahl war Siegerländer und damit zweifellos vornehmlich Müsfener Herkunft. Ja, sollte nicht der Londoner Stahlhof, die berühmte englische Niederlassung der deutschen Hanfa, seinen Namen dem Siegerländer Stahl verdanken?

Über die Besitzverhältnisse am Müsfener Stahlberge sind wir erst seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts näher unterrichtet. Seit 1538 waren die Nassauer Grafen selbst am Stahlberge beteiligt. Es

bestanden damals auf dem Stahlberger Gange elf Gruben, die sich im Jahre 1631 zu einer Gewerkschaft vereinigten. Bei der 1648 erfolgten wiederholten Bestätigung der Gewerkschaft wurde das Bergwerk in 312 Lose eingeteilt. Im gleichen Jahre erließ Fürst Johann Moritz von Nassau-Siegen eine Verordnung, in welcher bis ins einzelne gehende Vorschriften über das Messen, Verlosen und Abfahren des Eisenteins für die Bergleute, Handwerksleute und Gewerken gegeben wurde. Der gewonnene Stahlstein wurde, damit unter den kleinen Anteilen der einzelnen Hüttengewerke keine Ungleichheit entstand, verlost. Jedes Los enthielt $173\frac{1}{2}$ Wagen Stahlstein, wonach nach Abzug des Zehnten von $17\frac{1}{3}$ Wagen 156 Wagen zu verlosen blieben. Ein Wagen Müsfener Stahlstein gab vier Pferdefarren oder Rümpe. Diese Rümpe oder Karren wurden jedes Jahr im Mai auf ihr richtiges Maß geprüft und zum Zeichen der Prüfung mit einer Wolfsangel gebrannt. Die Gewerken selbst durften den Stein mit eigenem Fuhrwerk nicht abfahren, sondern mußten sich dazu der in dieser Weise privilegierten und kontrollierten Fuhrleute bedienen. Auch durfte der Stahlstein des Müsfener Stahlbergs nicht mit anderem Stahlstein vermengt werden, nicht einmal mit dem der in der Nähe des Stahlbergs gelegenen Nebengruben. Von 1760 bis 1787 wurden 24 090 Wagen Stahlstein gefördert, der auf den sechs in der Nähe gelegenen Hütten verblasen wurde. Im Jahre 1836 betrug die Förderung auf dem Stahlberge rund 4200 Tonnen Stahlstein, 4500 Zentner Bleierze, 150 Zentner Kupfererze und 42 Zentner Spießglanzerze. Die Belegschaft betrug damals 108 Mann.

Über die Art des Abbaus und die technischen Anlagen auf dem Stahlberge und seinen Nebengruben sind wir erst seit dem achtzehnten Jahrhundert näher unterrichtet. Der Stahlberg war damals fünf Etagen tief. Ein anschauliches Bild von dem Stahlberg und seinen Nebengruben im achtzehnten Jahrhundert gibt der im königlichen Hausarchiv im Haag aufbewahrte und hier als Titelbild wiedergegebene Riß aus dem Jahre 1764. Die einzelnen Etagen wurden von Pfeilern, die man beim Abbau stehen ließ, getragen. Für eine Holzzimmerung waren die Räume zu hoch und weit. Wie gewaltige unterirdische Domballen und Krypten bauten sich diese Hallen, deren es um 1830 zehn gab, übereinander auf und machten auf den Besucher, namentlich wenn die Kristalle der Rotgülden-, Stahl- und Bleierze unter Hunderten von Bergmannslampen aufleuchteten, einen bezaubernden Eindruck. Bei dem Besuch des Prinzen von Oranien im Jahre 1802 sollen dreitausend Lichter den Stahlberg erleuchtet haben. Um den Stahlberg und seine Nebengruben besser zu erschließen,



Die Müsfener Hütte um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

ließ, nachdem das Siegerland preußisch und der preußische Staat Mitbesitzer des Stahlbergs geworden war, die preußische Bergverwaltung den tiefen Martinshardter „Kronprinz-Friedrich-Wilhelm-Erbstollen“ anlegen, mit dessen Bau am 16. August 1826 begonnen wurde und der erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollendet war. Er hat eine Länge von über 5 Kilometer. Von den technischen Anlagen des Stahlbergs wurden die im Jahre 1756 von dem Bergmeister Jung, dem berühmten Onkel Jung-Stillings, unter Tage angelegten Wetter- und Fördermaschinen, die zum ersten Male den Haspel überflüssig machten, viel beachtet.

Nach Müsen kamen, wie die Kirchenbücher des Dorfes noch heute erkennen lassen, Bergleute aus allen deutschen Bergbaugebieten, namentlich aus Sachsen, dem Harz, dem Thüringer Walde, aus Tirol und selbst aus Siebenbürgen. Manch braver Bergmann des Stahlbergs ist im Laufe der Jahrhunderte ein Opfer seines Berufes geworden. Auch darüber geben die Kirchenbücher von Müsen Auskunft. Da heißt es: „1701 den 30. September ist Jon Heinrich Franck, ein Jüngling im 21. Jahr seines Alters eines erbaren und eingezogenen Lebens auff hiesigem Bergwerke durch die Zecher Grube von oben bis auff den Boden gefallen und sogleich tot geblieben, dessen Seele Gott in der Ewigkeit wolle erfreuen, den 2. Oct. begraben worden.“

Wie Bergleute aus der Fremde nach Müsen kamen, so sind Müsener Bergleute wiederum in die Fremde gezogen. Vornehmlich Müsener Berg- und Hüttenleute waren es, welche 1710 dem Siegener Geistlichen Häger nach Pennsylvania folgten und dort nicht nur die ersten Anfänge des Berg- und Hüttenwesens in den Vereinigten Staaten legten, sondern auch die Begründer der Reformierten Kirche Amerikas wurden. Und in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren Müsener Bergleute an jener von Elberfeldt Kaufleuten angeregten Expedition deutscher Bergleute nach



Siegerländer Strossenbau
in der Grube Viktoria um 1800.

Mexiko beteiligt, welche die Wiederbelebung der mexikanischen Silberminen und die Gründung der deutschen Kolonie in Mexiko zur Folge hatte*.

Der Stahlberg hatte eine solche Bedeutung, daß er namentlich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Studienzwecken von Berg- und Hüttenleuten aus aller Herren Länder aufgesucht wurde. Leider ist das älteste Fremdenbuch, das die Eintragungen der Besucher bis zum Jahre 1819 enthält, verlorengegangen. Wir wissen, daß 1783 und 1802 Wilhelm V. von Oranien unter großen Feierlichkeiten des ganzen Müsener Reviers den Stahlberg besuchte. 1792 weilte der spätere westfälische Oberpräsident Ludwig von Vincke auf einer Wanderung durchs Siegerland als Marburger Student im Stahlberg. In seinen Tagebüchern gibt er eine ausführliche Schilderung von seiner Einfahrt in die Grube und sagt unter anderem: „Es ist wirklich wahr, ich trat mit wahrer Rührung und Hochachtung hinein in den so merkwürdigen Berg, worin die 500 Stufen einer zu Ehren des Erbprinzen

angelegten schönen Treppe bis auf den Grund, 64 Lachter tief, herabführen. Man zeigte mir einen Fleck, wo der Stahlgang auf 25 Lachter Länge, 10 Lachter mächtig ist, dann zerplittert er sich in mehrere schmalere Gänge und ist mit einem Gebirge von Grauwacke durchsetzt. Man arbeitet jetzt in drei Stockwerken, welche z. T. schon ungeheuer weit ausgehöhlt sind, so daß kleine Dörfer hier Raum hätten, aber durch mächtige Pfeiler von Erz, welche man stehen ließ, aufrecht erhalten werden, da sie zu groß sind, um ausgebaut werden zu können.“ Unter den Besuchern des Bergwerks fehlt in den ersten preußischen Jahrzehnten des Siegerlandes kaum einer der bedeutenden Berg- und Hüttenleute jener Zeit. Auch die Schrift-



Alte Schachfanlage des Stahlbergs aus dem Jahre 1900.

* Vgl. Hans Kruse: Deutsche Briefe aus Mexiko, mit einer Geschichte des Deutsch-Amerikanischen Bergwerksvereins 1824—1838. Veröffentlichungen des Archivs für Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsgeschichte. Bd. 9. Essen 1922.

macher der rheinisch-westfälischen Industrie scheinen fast ausnahmslos den Stahlberg besucht zu haben. Friedrich Harkort ist zweimal in den Stahlberg eingefahren. Sein Zeitgenosse und Mitkämpfer im westfälischen Landtage, der Bauernadvokat Friedrich Sommer aus Kirchhundem, der „Westfalus eremita“, gehörte zu den fleißigsten Besuchern des Stahlbergs. Als er am 20. Juli 1826 zum vierten Male die Grube besuchte, schrieb er in das Fremdenbuch die bedeutsamen Worte:

In der Erde Tiefen liegt das Erz,
In den Lüften schwebt der Adler,
Überall nur ist der Mensch.

Ferdinand Freiligrath besuchte auf seiner Studienreise für sein „Malerisches und Romantisches Westfalen“ am 20. Juli 1839 mit dem ihn begleitenden Stahlstecher Schlickum den Stahlberg und entwirft folgende Schilderung bei seinem Eintritt ins Siegerland: „Besuchen wir zuerst von Krombach aus den Stahlberg bei Müsen an der Martinshardt. Das offene Tal beleben wie überall im Siegerlande Pochwerke und Erzschnelzen und rufige Essen, Bergleute in roten, eisenockergefärbten Grubenkleidern, schwere Karren, von gewaltigen Ochsen gezogen, die das Erz zu den Öfen, andere, die fertiges Eisen in die gewerktätige Mark bringen. An der Grube reicht Euch ein freundlicher Steiger die Kleider, den Schurz und die dicke Filzmütze für die unterirdische Fahrt; in einen kühnen Knappen verwandelt spricht Ihr Novalis' „Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt“ als Segenssprüchlein und fährt dann wohlgemut mit Grubenlichtern versehen in das Stollenmundloch unsern Müsen an, durchschreitet auf schwankenden Brettern, unter denen das Wasser seinen Abzug hat, den langen hallenden Stollen, bis Ihr die Säustelschläge der Bergleute hört und aus der fernen Nacht die roten Grubenlichter schimmern seht. Die Fahrt geht, wenn Ihr bis in die letzte der Teufen wollt, auf schwankenden Leitern durch 10 Etagen, eine wundersame Welt erzschimmernder, nachtrübender Hallen, die über gewaltige Pfeiler geschlagen, in denen das Hammergepösch, das Rauschen herabrieselnder Wasser, der felsenstrenghende Erzschuß im fernen Gange tausendfach widerhallt.“

Daß der Müsener Stahlberg in jener Zeit, wo Bergbau und Industrie die ersten Schritte zu neuzeitlicher Entwicklung taten, die Aufmerksamkeit führender Männer der westdeutschen Wirtschaft auf sich ziehen mußte, ist selbstverständlich. Um so mehr, als gerade damals das Bergwerk durch den schon erwähnten, 1826 angelegten Erbstollen und das mit ihm verbundene staatliche Hüttenwerk zu Lohe, wo Zinngraff 1824 den ersten deutschen Koksofen gebaut hatte, in lebhaftem Aufschwung war. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten Verbindungen zwischen Bankkapital einerseits und Bergbau und Industrie andererseits, zwischen Kohle und Eisen eingegangen wurden, da faßte Gustav von Mevissen, der große Kölner Kaufmann, zusammen mit Gustav von Mallinckrodt, welcher durch seinen Siegerländer Besitz die Bedeutung des Müsener Bergbaus kannte, den Gedanken zur Gründung des Köln-Müsener Bergwerksvereins. Der Müsener Stahlberg und das Loher Hüttenwerk sollten die Grundlage dieses großen gemischten Unternehmens werden, das man wohl mit Recht als den ersten deutschen industriellen Konzern bezeichnen kann. Das war für das Siegerland etwas Ungeheuerliches, und die vielen kleinen Gewerke, welche am Stahlberg Anteil hatten, sträubten sich gegen den Verkauf ihrer Rute. Das leichteste Spiel hatte die Gesellschaft mit der Preussischen Bergverwaltung. Das unter der Leitung von Dechens stehende Bonner Oberbergamt willigte in den Verkauf der Loher Hütte und der Anteile des Preussischen Bergwerksamts am Stahlberg ein. Der Zeitgeist war den staatlichen Betrieben ungünstig. Der Vermittlung Jakob Hamblochs, eines Siegerländer Freundes von Mallinckrodt, gelang es schließlich nach jahrelangem Bemühen,

die Anteile der kleinen Siegerländer Gewerke zu erwerben. Als ihr Sprecher erhob der Ferndorfer Bürgermeister L. K. Stahl Schmidt, ein ganz in der Siegerländer Tradition lebender Mann, warnend seine Stimme. Er wollte nicht zugeben, daß der alte Siegerländer Besitz am Stahlberg, der Jahrhunderte hindurch den Siegerländern eine Quelle des Wohlstands gewesen war, in die Hände weniger Unternehmer geriet. Er fürchtete, daß die wohlgemeinte Absicht der Stifter in eine Bergschlächtereiausarten möchte, und wies warnend auf die damals beginnende Hofschlächtereiausarten an der Ruhr hin. Die alte und die neue Zeit standen sich scharf einander gegenüber. Die Worte Stahl Schmidts hatten gelegentlich prophetischen Klang, aber die Erörterung dieser Dinge gehört nicht hierher. Im Jahre 1856 kam der Köln-Müsener Aktienverein zustande. Jakob Hambloch wurde der erste Direktor der Gesellschaft, die für den Betrag von 1 500 000 Taler den Stahlberg und das Loher Werk erwarb.

So nimmt vom Stahlberg und der Loher Hütte auch die moderne Entwicklung des Siegerländer Bergbaus und der Siegerländer Industrie ihren Ausgang. Der Hüttenbetrieb wurde nach Kreuztal verlegt, und die alten Müsener Metallhütten und Hochofen kamen mit Ausnahme der Müsener Hütte, die erst 1907 stillgelegt und abgebrochen wurde, schon in den siebziger Jahren zum Erliegen.

Um die Jahrhundertwende trat im Stahlberg ein Rückgang der Spateisenerzförderung auf, die in dem plötzlichen Aufhören des berühmten Stahlberger Stöckes, auf welchem der Abbau Jahrhunderte hindurch ohne wesentliche Unterbrechung betrieben worden war, ihren Grund hatte. An Versuchen, den Gang wieder aufzurichten, hat es nicht gefehlt, sie waren jahrelang ohne Erfolg. Auf Grund der Untersuchungen von Bornhardt und Denkmann im Jahre 1904 kam man zu der Überzeugung, daß die Fortsetzung des Stahlberger Stöckes in nördlicher Richtung gesucht werden muß. Es gelang, in der 304-Meter-Sohle ein Mittel in guter Beschaffenheit anzubauen, das eine Mächtigkeit von etwa 20 Meter hatte. Darauf beruht das Wiederaufleben des Stahlbergs in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Der Stahlberg war inzwischen in den Besitz der Charlottenhütte und damit in jüngster Zeit in den Besitz der Vereinigten Stahlwerke übergegangen; aber die Annahme, daß man den alten Stahlberger Stöck wieder gefunden habe, hat sich als irrig herausgestellt. Nach Ansicht der Geologen lohnt sich ein weiterer Abbau des Stahlbergs, der in den letzten Kriegsjahren noch mit einer modernen Förder- und Aufbereitungsanlage versehen wurde, nicht mehr. Deshalb ist am 1. April 1931 die Grube stillgelegt worden und wird nach menschlichem Ermessen nicht mehr in Betrieb kommen. Damit hat ein ruhmreiches Kapitel des deutschen Bergbaus und des Siegerländer Bergbaus im besonderen sein Ende genommen, ein Werk, das mit Land und Leuten des Siegerlandes jahrhundertlang aufs innigste verbunden war und ein Stück Siegerländer Tradition darstellte. Der Siegerländer aber weckt weiter in seinen Bergen und Tälern, und wenn auch heute um das alte Müsen herum Ruhe und Stille eingetreten sind, so gilt vom Siegerland doch immer noch, was im Jahre 1830 ein Besucher des Stahlbergs in das Fremdenbuch einschrieb:

Nicht Saaten allein sahen wir und üppige Gräser
den kräftigen Sigambrier herrisch erzwingen
den hohen Gefilden: Er dringt in die Tiefen der Erde,
und wie sorgsam versteckt und entrückt
zu den stygischen Schatten,
gräbt er Blei und Stahl tief hervor,
der gegossen und geredet
in seinen reichen werksleißigen schönen Tälern
dann zu Waffen geschmiedet Heil bringet
den Ländern und Unheil.



Abfahr. 102

Radierung
von
Eik Eber.

Zehn Gebote für Bergsteiger.

Von Luis Trenker®.

1. Du sollst keine Bergfahrt unternehmen, der du nicht gewachsen bist; du mußt dem Berg überlegen sein und nicht der Berg dir! Du sollst dir ein Ziel stecken, das deinem Können angepaßt ist, du sollst aber auch, wenn es sein muß, auf das Ziel verzichten und zur rechten Zeit umkehren können. Du sollst dir Zeit lassen und nicht mit dem Minutenzeiger um die Wette laufen und Höchstleistungen aufstellen wollen.

* Wir entnehmen die nachfolgenden „Zehn Gebote“ — lesens- und beherzigenswert nicht nur für Bergsteiger und solche, die es werden wollen — dem soeben erschienenen Werk von Luis Trenker „Meine Berge“ (Verlag von Neufeld und Henius, Berlin). Der Preis für den mit 190 zum Teil hervorragend schönen ganzseitigen Bildern in Kupfer-
tiefdruck ausgestatteten Band (RM. 4.80) ist als außerordentlich niedrig zu bezeichnen.

Du sollst nicht Gipselfressen, sollst aber auch nicht der bergsteigerischen Tat in ihrer vielfältigen Form aus dem Wege gehen!

2. Du sollst jede Bergfahrt mit Kopf und Hand sorgfältig vorbereiten, einerlei, ob du allein, mit Freunden oder mit Führern gehst. Ein Unwissender oder Hilfsloser am Gängelband einer alpinen Kindsmagd ist in den Bergen eine jämmerliche Gestalt. Dein geistiges Rüstzeug sei ebenso vollkommen wie deine alpine Ausrüstung. Mit der Umwelt, in der du dich bewegst, sollst du vertraut sein und sollst ihre Erscheinungen kennen und verstehen. Dein bergsteigerisches Ideal soll es sein, auf einem Vorbergsmugel mit der gleichen Freude Bergsonntag feiern zu können, mit der du das nächste Mal die schwerste Bergwand angehst. Du sollst mit gleich



Ausblick.

Radierung von Hanns Anker.

sicherem und vollendetem Können dort wandern und hier klettern. Du sollst nicht einer von denen werden, die vor lauter Felswänden den Berg nicht mehr sehen. Du sollst dem ehrlichen Fels kein unehrliches Eisen ohne Not in den Leib schlagen, nicht als Kletterer und nicht als Wegebauer. Du sollst endlich nicht vergessen, daß die Berge voll Gefahren sind, aber du sollst auch wissen, daß du mit Vorsicht, Umsicht und erfahrener Klugheit ihnen gewachsen sein kannst.

3. Du sollst in den Bergen deine Erziehung und Bildung nicht vergessen. Unart, Rauheit und Roheit sind nicht dasselbe wie Freude und Kraft. Du sollst nicht vergessen, daß schon am Bahnhof und im Zuge berechnete Ansprüche an deine bergsteigerische und sonstige Erziehung gestellt werden. Du kannst Gipfel stürmen, aber nicht Eisenbahnwagen; du sollst an Trittbrettern des fahrenden Zuges nicht beweisen wollen, daß du ein Teufelskerl bist, der gewohnt ist, auf handbreiten Felsleisten zu wandeln. Du sollst dein Seil und die Steigeisen nicht als Aushängeschild deiner Kunst betrachten. Du sollst mit deinem Gerät, Ski, Pickel, Eisen nicht deines Nächsten Augen und Kleider bedrohen und auch nicht mit überlautem Geschwätz und Gelächter seine Ohren vergewaltigen. Den dir einsam Begegnenden grüße oder danke ihm für seinen Gruß und mache abfällige Bemerkungen wenigstens erst dann, wenn er außer Hörweite ist. Du mußt nicht glauben, daß es zum guten Bergsteigertum gehört, eine Kunstsprache zu sprechen, die ihre gemischten Redensarten aus der Vorstadt und den Holzknechtshütten bezieht. Du brauchst dich auch nicht mit den Fingern zu schneuzen und was dergleichen Wildwestgewohnheiten sind. Der Dichter hat es anders gemeint, wenn er singt: Auf den Bergen ist die Freiheit!

4. Du sollst die Gegend, die du durchwanderst, nicht verunehren, und sollst Gottes große Natur nicht mit Flaschenscherben, Eierschalen, Obstabfällen, Papierfetzen, Cardinenbüchsen und Unrat verschönern. Du sollst nicht vergessen, daß auch der nach dir Kommende aus der labenden Quelle trinken will, die du sorglos zu verunreinigen eben im Begriffe stehst. Du sollst die Wegweiser nicht als Wurfziele mißbrauchen und sollst umgefallene Wegzeichen nicht „zum Spaß“ in die falsche Richtung stellen. Du sollst kein „Gatter“ offenstehen lassen, denn du kannst damit fremdes Eigentum schwer beschädigen und bringst das Bergsteigertum bei der Landbevölkerung in Mißachtung. Daher sollst du auch über keine Einfriedung steigen, innerhalb der weder du noch dein Fußtritt erwünscht ist und sollst dich auch nicht in fremden Heustadeln und verschlossenen Almen ungebeten zu Gaste laden. Du sollst singen, wenn du es kannst und es mit Maß und zur rechten Zeit tust. Das Jodeln aber paßt in den seltensten

Fällen zu deiner Kehle und noch seltener zu den Hörorganen deiner Mitmenschen. Du sollst in den Bergen überhaupt nicht schreien und lärmern, denn Mensch und Tier leiden darunter. Du sollst leichtsinnig kein Feuer machen und das Kochfeuer im Freien und unter Dach sorgsam hüten und gut löschen. Du sollst keine Steine ablassen, weder absichtlich noch bei leichtfertigem Klettern, auch nicht nach vermeintlich unbetretenen Bergseiten, denn du kannst schweres Unheil anrichten. Du sollst endlich an begangenen Wegen und auf viel besuchten Gipfeln nicht Nacht- und Halbnachtkultur treiben, sollst aber Luft und Sonne genießen, wo es nur immer geht. In der Nähe bewohnter Stätten aber befolge das, was unserer Kulturgewohnheit entspricht.

5. Du sollst die Bergkameradschaft in hohen Ehren halten! Bist du Führender, so sei nicht herrisch und eigensinnig, nicht überlegen triumphierend und nicht gnädig herablassend, sei rücksichtsvoll und geduldig und gib anderen von deinem geistigen und leiblichen Besitz gerne ab; das Können des Schwächsten sei der Maßstab für deine Entschlüsse. Das Jmstichlassen eines Menschen in den Bergen kann Mord werden. Bist du der Geführte, so füge dich besserem Wissen und Können, gib selbst dein Bestes und versuche zu lernen, wo es nur immer geht. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, aber schon mancher vom Berg. Du kannst aber auch als der Schwächste der Partie deinen Mann stellen. Und darfst es ruhig wissen: Gute „Zweite“ sind ebenso selten wie gute „Erste“. Jeder Fremde, der sich mit dir in die Liebe zu deinen Bergen teilt, sei dir Kamerad, doppelt nahe, wenn er in Not gerät oder irgendwelche Hilfe braucht und sei es auch nur ein Schluck aus deiner Geldflasche oder ein Blick in deine Karte. Auch in dem bezahlten Führer sollst du den Bergkameraden, den erfahrenen Freund sehen. Tritt ihm und seinesgleichen nicht herrisch und besserwissend gegenüber, tu' aber auch nicht so, als hättet ihr beide zeitlebens aus einem Napf gegessen.

6. Du sollst die Schutzhütte würdigen, als wäre es dein Haus und Heim. Du sollst dich bescheiden und keine Ansprüche stellen, die nur ein Hotel befriedigen kann. Du sollst nicht vergessen, daß dein Geldbeutel hier oben nichts zu sagen hat und daß wir vor den Bergen alle gleich sein sollen. Du sollst Eispickel, Ski, Regen, Mäße, Kälte, Eis, Schnee, Schmutz, und wenn es geht, auch nicht den Schweiß in die Ggstuben tragen. Du sollst die Hütte nicht zur Kneipe herabwürdigen, denn sie ist Erholungs-, Rast- und Ruheort für alle Bergfahrer. Du sollst nicht sämtliche Bänke und Tische mit deinem Rucksack, Pickel, Proviant, Landkarten und Beinen belegen. Wenn du auch noch so jung bist, denke daran, daß auch in der größten Hütte kein Platz ist für — ein „glücklich liebend Paar“. Du sollst Grammophone und Kellnerinnen in Ruhe lassen und auch die Gitarre nur dann berühren, wenn du etwas davon verstehst. Du sollst Hütten- und Tourenbuch nicht mit Prahlprüchen, Randglossen und schlechten Gedichten verschmieren, sollst aber deinen Namen und das Woher und Wohin zuverlässig eintragen und sollst vor schweren Bergfahrten Nachricht hinterlassen, damit man dir im Falle der Not Hilfe bringen kann oder sich im anderen Fall nicht unnötig sorgt. Fels- und Hauswände sind keine Schreibgelegenheiten.

Du darfst deinen Schlafplatz ordnungsgemäß beanspruchen und kannst dir auch den besten aussuchen, wenn du eine Bergfahrt vor oder hinter dir hast, sollst dein Lager aber, wenn es sein muß, an Bedürftige (Erschöpfte, Kranke, Ältere) freudig abtreten. In Stiefeln sollst du nicht auf die Lagerstätten steigen und sollst nicht wie die wilde Jagd in Genagelken über die Stiegen fegen, namentlich nicht bei Nacht und Morgengrauen. Du sollst, wenn du ein elender Schnarcher bist, nicht den allgemeinen Schlafraum zu deiner Schlaf- und Schnarchstätte wählen. Mit Licht und Feuer geh' vor-



Abschied
vom Schnee.

Zeichnung
von
W. Sandstein.

sichtig um in der Hütte! Du sollst nicht vergessen, daß du nicht der Herr und Besitzer der Hütte bist, sondern daß der Hüttenwirt der verantwortliche Verwalter einer der Allgemeinheit dienenden Einrichtung ist und daß du dich seinen Anordnungen fügen mußt.

Du sollst jeden Ort und jedes Ding, die du beruhest, in solchem Zustand hinterlassen, wie du selbst wünschst, sie anzutreffen. Namentlich in unbewirtschafteten Hütten sollst du noch mehr als sonst auf deine Mitmenschen, Hüttengenossen und Nachfolger Rücksicht nehmen und nicht vergessen, daß die Hütte und ihr Zubehör ein dir in gutem Glauben anvertrautes wertvolles Gut ist. Du sollst mit dem oft mühsam hergeschleppten Holz sparsam umgehen und an die Nachfolgenden denken, sollst sauber und aufgeräumt die Hütte verlassen, sie sorgsam verschließen und sollst auch nicht vergessen, ehrlich die Hütten- und Holzgebühren zu bezahlen.

7. Du sollst nicht stehlen! Sollst anderen nicht die Ruhe und den Bergfrieden stehlen und nicht die Einsamkeit und die Gipfelaussicht. Aber auch nicht Skistöcke, Skiriemen, Abseilschlingen, Mauerhaken, Markierungszeichen; auch nicht mühsam geerntetes Bergheu oder sorgsam bereitetes Holz; und auch nicht Blumen, die der liebe Gott für alle Menschen hat wachsen lassen, die aber trotzdem, wie Edelweiß und Alpenrose, Enzian und Kohlstöserl, Türkenbund und Zirben usw., die Behörde durch Gesetze vor dem Raub durch deinesgleichen schützen muß. Du sollst überhaupt die Blumen und die Felder und die Bäume und das Gras schonen und auch das Vieh und das Wild nicht beunruhigen. Du sollst nicht Lauschen und Bäume umhauen, weil du Holz brauchst oder mit dem Überschuß deiner Kraft nichts Besseres anzufangen weißt. Du sollst den Ameisenhaufen nicht zerstören, auch nicht aus

„Wissensdrang“, und selbst in Schnecken, Blindschleichen und Fröschen nicht wilde Tiere sehen, die ausgerottet werden müssen. Du sollst die Berge als das Paradies betrachten, in das Gott dich Adam-Mensch gesetzt hat und sollst helfen, seine Ursprünglichkeit und Heiligkeit zu erhalten.

8. Du sollst nicht lügen, prahlen, aufschneiden! Auch die schwerste Bergfahrt ist ein Geringes, wenn du sie an anderen menschlichen Leistungen mißt. Du sollst nicht anmaßend sein und auch andere auf ihre Weise selig werden lassen, wenn es auch nur Jochbummler, Greise, alte Lanten, Anfänger oder Leute vom anderen Verein sind. Du sollst nicht fluchen und schimpfen, nicht aufs Wetter, Unterkunft, Mitmenschen oder Skibindung. Du sollst Politik und Polemik nicht in die Berge tragen. Du sollst Glaube, Sitte und Brauch des Bergvolkes nicht bewickeln und bekritteln. Du sollst nicht vergessen, daß du nur Gast bist an des Bergvolkes Stätten, in den Bergen — und auf dieser Welt.

9. Du sollst die Ehre deines Vereins wahren, nicht nur die des Vereins, dessen Zeichen du trägst, sondern auch die Ehre der großen Gemeinschaft, die dir die Berge erschloß, die einer großen Idee und nicht nur deiner Bequemlichkeit dient, die für die Allgemeinheit schafft und der anzugehören an sich eine Ehre sein soll. Sei stolz, Teil dieses Ganzen zu sein und dieses Gut mit pflegen und verwalten zu dürfen. Und auch die darfst du ruhig ehren und kammst vor ihnen den Hut abnehmen, die das geschaffen, dir das geschaffen haben, die Meister, die einst den ersten Weg zum Gipfel erkämpften und die Männer, die den letzten Stein in das Gebäude der Bergerschließung einsetzten.

10. Du sollst die Berge nicht durch Refordsucht entweihen. Du sollst ihre Seele suchen!



Da erscheint die Croda di Lago mit wild zerklüfteten Zinnen . . .

Sechs Dolomitentage.

Von Ernst Poensgen.

Starker Schneefall im Herbst 1930 hatte größere Pläne im Dauphiné zunichte gemacht. Kurz entschlossen fuhren wir daher über die prachtvolle Route des Alpes, die auf dem Wege von Genf bis Nizza dieses wunderbare Berggebiet durchschneidet, von dort quer über die Seealpen, quer durch Norditalien bis Venedig und nördlich hinauf nach Cortina, in der Hoffnung, die gegenüber dem Dauphiné um 1000 Meter niedrigeren Dolomiten in der letzten Septemberwoche noch schneefrei zu finden.

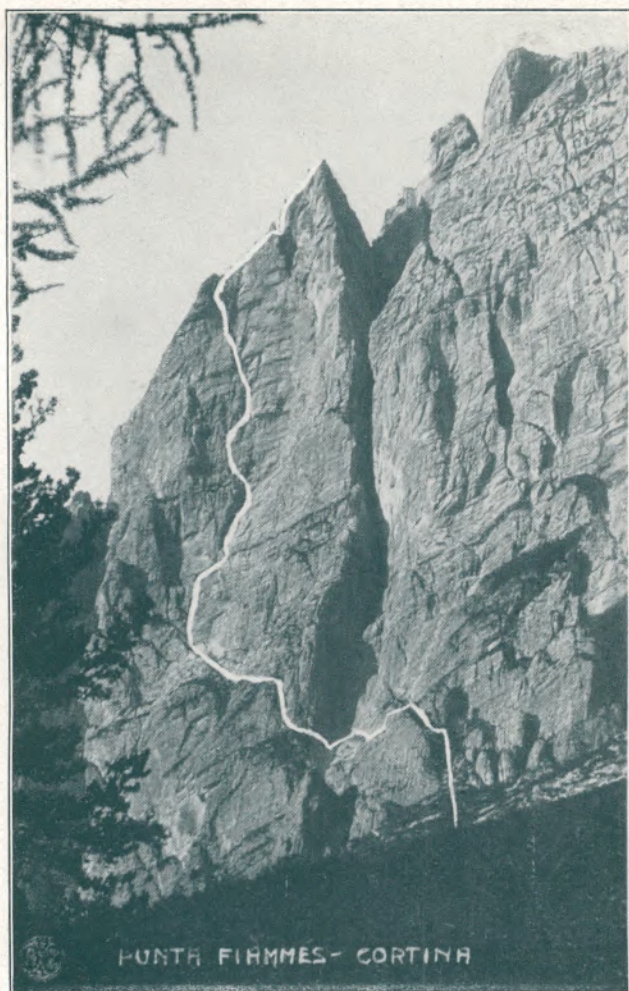
Wer von den Gletschern und vereisten Felsen des rauen Hochgebirges in das Kalkgebirge mit seiner südlichen Vegetation hinüberwechselt, muß sich körperlich ebenso umstellen, wie er den schweren Nagelschuh mit dem leichten Klettersinken vertauscht. Statt stundenlangen beschwerlichen Stolperns über Moränen in der Dunkelheit geht es bequem auf Kriegsstraßen der Gebirgsartillerie fast bis zum Einstieg an die Felsen hinan; selten nur erfordern die Besteigungen mit Hin- und Rückweg mehr als zehn Stunden. Ueberrachten auf Hütten fällt aus, stets konnten wir zum Abend zurück sein. Dafür boten aber diese kurzen Stunden eine ununterbrochene Kette antegendster und abwechslungsreichster Klettereien über Matten und Grate, in Kaminen und an schroffsten senkrechten Felswänden. „Wer hier fällt, der schlägt nur einmal auf“, meinte der Führer.

Der prachtvolle Trenker-Film „Berge in Flammen“ löste so lebhaft die Erinnerung an diese schöne Gegend aus, daß es mich lockt, ein wenig über meine Eindrücke zu plaudern, zeigt doch der Film als erstes und letztes Bild den größten der Cinque Torri, mächtige Felsblöcke, die eine Urgewalt auf eine Wiesenmatte geschleudert hat. Diese Lüne sind das Wahrzeichen, sie sind gleichzeitig die Kletterschule von Cortina, in der auch wir uns an einem Nebeltage getummelt, alle in zwanzig bis fünfundvierzig Minuten ersteigbar, mit allen Schwierigkeiten und Feinheiten, die der verwöhnteste Kletterer sich nur wünschen kann.

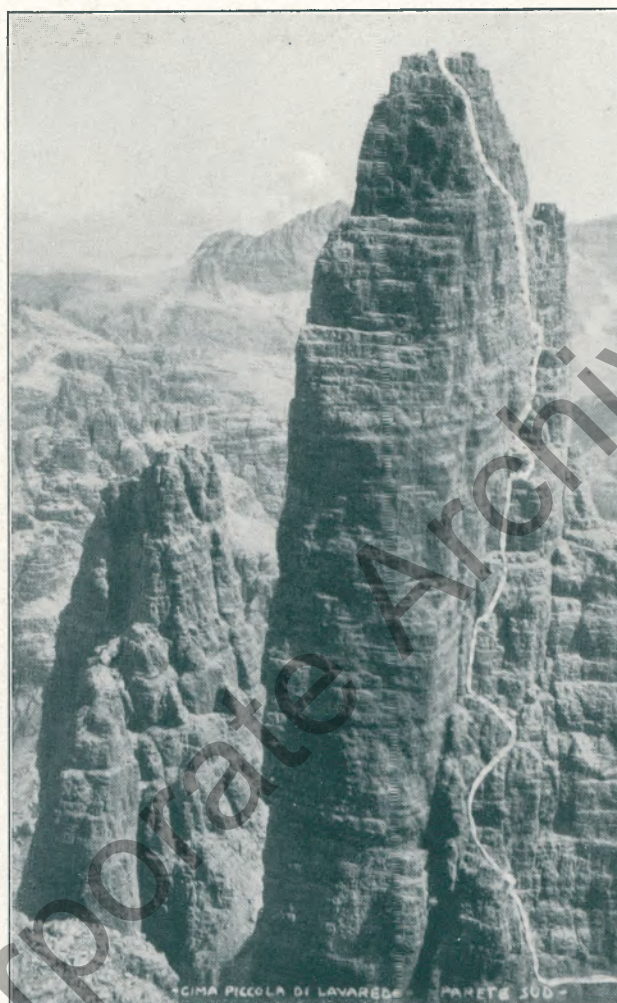
Und dann folgen die Bilder der unvergeßlichen Panoramen von Cortina, das auch wir von hohem Gipfel erschauen durften: grüne Matten, dunkle Wälder, überragt von weißen, gelben bis braunroten Felsen in phantastisch wechselnder Mannigfaltigkeit der Formen. Da erscheint, um nur einen Namen zu nennen, die Croda di Lago (2709 Meter) mit wild zerklüfteten Zinnen, uns so vertraut, da wir sie am Tage nach der Ankunft durch die Ostwand mit Abstieg über den Nordgrat erkletterten (Abb. 1).

Der folgende Tag bescherte uns die plattenteiche schroffe Westwand der Punta Giammes (Abb. 2). Dann schlug leider das Wetter um. Als wir uns am frühen Morgen des nächsten Tages dem Einstieg der gewaltigen Tofana-Südwand (3243 Meter) näherten, die Trenker auch im Filme zeigt, begann es dichter und dichter zu schneien. Wir mußten das ersehnte Ziel aufgeben und ließen uns von unserem Führer die in die Felswand gesprengten, viele Kilometer langen Galerien zeigen, aus denen die Italiener mit Gebirgskanonen im Weltkrieg den berühmten Kampfplatz des Col de Lana unter Feuer hielten. Hier spielt wohl auch der Kampf im Trenker-Film, wenn auch die eigentlichen Kampfbilder bei Innsbruck aufgenommen sind. Wir befuhren den 600 Meter langen Ladestollen, durch den die Italiener im Juli 1916 den Gipfel Tofana di Rocas sprengten und damit eine Tiroler Feldwache von zwei Mann vernichteten.

Mit hartem Griffel hat der Krieg seine Geschichte in diese Landschaft geschrieben, der heute noch, nach zwölf Jahren, seine eindringliche Sprache spricht. In den Galerien findet man die wohl erhaltenen Geschützstände und Kasematten, draußen am Berge Schützengräben, Stacheldrahtverhaue, Unterstände, Mannschaftsbaracken, überall verstreut noch alte Schuhe, Hacken, Bajonette, Konservendosen, Schrapnellkugeln — kurz alles, was der Krieg als unzerstörbar hinterläßt, ein memento mori neben den gewaltigen Kriegerfriedhöfen, den zerschossenen und nicht wieder aufgebauten Ortschaften,



„... Der nächste Morgen bescherte uns die plattenreiche schroffe Westwand der Punta Fiammes...“



„... und in herrlicher Kletterei über die wieder schneefreie Südseite hinauf auf die Kleine Zinne...“

die man rings im Lande findet. Es sieht fast so aus, als ob die italienische Regierung mit einer gewissen Absicht diese Zeugen vergangener Kämpfe bestehen ließe, während sie in ihrer unmittelbaren Nähe dem Verkehr die prachtvollsten Autostraßen erschließt, Brücken baut, Wildbäche in gemauerte Betten zwingt und für tadellose Ordnung sorgt. Das alles geschieht mit einer Art Arbeitsdienst, der keine Sonntagsruhe kennt, täglich über zehn Stunden dauert und die sonst Erwerbslosen gegen einen Verdienst von etwa 2 RM. pro Arbeitstag beschäftigt.

Gleichzeitig wird altes deutsches Land langsam, aber sicher italienisiert. Verschwunden sind die schönen deutschen Namen: Schludersbach, Höhlenstein, Drei-Schuster-Spitze, Toblach gibt es nicht mehr, verschwunden deutsche Straßen-, Läden- und Gasthofinschriften, verschwunden die deutschen Schulen; vor den schönen alten Tiroler Häusern spielen blonde, italienisch sprechende Kinder, die kaum ein deutsches Wort verstehen; alle Beamten, die meisten Hotelangestellten sind Italiener, und nur von den alten Bauern hat man das Gefühl, daß sie deutsch sind. Jedenfalls überwog dieser Eindruck in Cortina, während näher an der heutigen Grenze, so z. B. am Prager Wildsee (Lago di Braies), anscheinend bis zu den kleinen Kindern man den Kampf um sein Deutschtum noch nicht aufgegeben hat und hart um sein Volkstum ringt.

Am letzten unserer sechs Tage in Cortina hellte es etwas auf; schnell entschlossen im Kleinauto zum Fuße der berühmten Drei Zinnen und in herrlicher Kletterei über die wieder schneefreie Südseite hinauf auf die Kleine Zinne (2630 Meter, Abb. 3). Als schwerste Stelle gilt in einer Reihe von Kaminen der oberste, der Blygmondy-Kamin, am oberen Ausgang ver-

sperrt durch einen weit überhängenden Block. Das ist eine Stelle, die für den ersten Kletterer alle Kunst und Vorsicht erfordert; der zweite am Seil hat es nachher schon leichter. Die Stelle ähnelt der Kletterstelle im Film, bei welcher Trenkers Tourist den Halt verliert und hilflos am Seile pendelt. Unser Führer, der den Krieg als Junge vom Dorf mit angesehen, selbst aber schon als italienischer Soldat gedient hatte und nur unvollkommen Deutsch sprach, wies uns doch mit Stolz den gegenüberliegenden Gipfel des Paternkofel. Hier oben waren italienische Beobachtungsstände, die weit die österreichischen Stellungen einsehen konnten. Der altberühmte Führer Innerkofler unternahm allein den Aufstieg durch eine als unbezwingbar geltende Wand, um die Alpinis zu vertreiben. Seine einzige Waffe, zwei Handgranaten, versagten, und so fiel dieser brave Mann angesichts des Heimatdorfes. Und mit gleichem Stolz berichtete unser Italiener von zweihundert Tiroler Landesschützen, die monatelang den Zugang zum Pustertal gegen eine ganze Division gehalten hatten.

Trenker spielt im Film den Führer Dimai, der heute als der beste in Cortina gilt, und läßt ihn am Schluß wieder mit dem italienischen Kapitän, der die Sprengung leitete, die ihm den Arm gekostet, in Frieden und Freundschaft den umkämpften Gipfel ersteigen. So schön das menschlich gedacht ist... daß Dimai und mit ihm Hunderttausende Tiroler zwangsweise Italiener werden mußten, das anzudeuten vergißt Trenker. Und das war, bei allem Einzigartigen und Schönen, das wir in diesen Tagen gesehen und erlebt, die eindruckvollste und zugleich wehmütigste Erinnerung an unsere Dolomitentage.

Alte Zeitungs-Neujahrswünsche.

Von Josefa Elstner-Dertel.

Die gedruckten Neujahrsgratulations, seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland üblich, wurden in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu einem „Gegenstand der vertrauten Sitte und der sinnreichen Eleganz“. In den Zeitungen zeigten sich die Neujahrswünsche, zuerst vereinzelt, im achtzehnten Jahrhundert. Meist recht drollig mufen uns heute die ungeschickten Zeilen jener vergangenen Zeit an. Besonders bergen die damaligen Provinzblätter eine Menge Neujahrswünsche, die wir heute gar leicht — auch abgesehen von ihrer oft wunderlichen Einkleidung — mit mitleidigem Lächeln abtun mögen. Aber man sollte sie ein wenig mit Dichteraugen anschauen, nicht mit solchen, denen die unbeholfene Sprache weh tut, nein, mit solchen, die gerne einmal von alten, winkligen Straßen träumen, in denen die einfachen Menschen vor den Jahren einer hastenden Kulturentwicklung ihr stilles Leid und ihr stilles Glück herumtrugen.

Häufig wurde das neue Jahr in den Zeitungen mit Kirchenliedern oder Gedichten vorwiegend geistlichen Inhaltes begrüßt, oft auch das alte Jahr mit ihnen beschloffen. Eine fromme, gottesfürchtige Stimmung lag jedenfalls in den meisten enthalten, die uns heute oft allzu kindlich anmutet, so z. B. in den Zeilen einer sächsischen Zeitung des Jahres 1771:

Gott, laß das künft'ge Jahr, erhör' der Armen Schreyen!
Für sie ein gutes Jahr, für Wuch'rer Mißwachs seyen,
Erbarme Dich einmal der Dir empfohl'nen Sachsen,
Und laß nebst vielem Korn auch Menschenliebe wachsen.
Ein gleiches naiv-frommes Gefühl spricht aus einem Gedicht des Jahres 1792, dessen Zeilen:

Menschenhaß lohn' ich mit Liebe,
Grobheit mit Bescheidenheit,
Unbeständigkeit mit Treue,
Trug und List mit Ehrlichkeit,
Und empfinde keine Reue,
Keinen Stolz und keinen Neid . . .

uns heute durchaus nicht realistisch erscheinen.

Noch eine typische Probe vom Schluß des Jahres 1773:

Wenn Du, Gott, zornig bist, ist alles Meine Deine,
Und wenn Du gnädig bist, ist alles Deine Meine.

Das erste sahen wir im Monat Junius,
Das andre wünschen wir bey dieses Jahres Schluß.
Doch nicht aus Würdigkeit erwarten wir den Segen,
Den Du uns zugedacht, bloß Deiner Liebe wegen.
Zeigst Du aus Liebe uns des Segens Überschuß,
Vergönn' uns, Vater, auch den wirklichen Genuß!

Oft bittet der Verfasser bzw. der Herausgeber der Zeitung den Leser um ein freundliches Gedenken — das bei uns die Aufforderung zur Abonnementerneuerung vertritt —, so in den altmodischen Zeilen eines Gedichtes von 1820:

Allen Menschen lächle Gottes Gnade
In dem schönsten, reinsten Himmelslicht! —
Mir entblüh' nur auf dem Dornenpfade,
Leser, manchmal ein Vergißmeinnicht! —

Verschiedentlich bringt auch der Bote in der Zeitung in naivster Weise seinen Neujahrswunsch dar und spricht dabei die Bitte um ein Trinkgeld aus. Hier die Schlußzeilen eines Neujahrswunsches aus dem Jahre 1784:

Kurz, Reiches Glück und Heyl, sey einem jeden Stande,
Dieß wünscht des Bothen Herr, der all und jede liebt,
Doch doppelt, der ihm was zum Neuen Jahre giebt.

Eine Rückschau auf die Begebenheiten des vergangenen Jahres bildet folgendes Gedicht aus dem Jahre 1773:

Der Kirchzettel weist Dir
Des Würgers wenig Verschonen,
Wodurch in jeglichem Revier
Nicht mehr so viele Menschen wohnen;
Der gegen uns erzürnte Gott
Gab kaum den Wenigsten satt Brodt.
Man aß und spürte kein Gedenken,
Die Theu' rung stieg ganz unerhört,
Durch Menschen ward sie noch vermehrt
Und wie? Durch Wuch'rers Schelmereyen.

Die Nässe, so beständig war,
Verderbte unser Feld und Saaten,
Sie machte, daß das vor'ge Jahr
Die Flüsse aus den Ufern trafen.
Des Kornes Bluth ward wie ersäuft,
Und was noch gut, nicht g'nug gereift,
Meist Trespel kriegte man statt Kornes.

Jedoch nunmehr wächst der Muth,
Die Saaten stehen trefflich gut.
Gott will uns dieses Jahr erquick'en,
Er wird das mitgenomm'ne Land,
Und den entzognen Nahrungsstand
Mit Fruchtbarkeit und Flor beglücken.

Wohl uns alldem in künft'ger Zeit,
Wenn unsre Bürger Nahrung haben,
Und Gott wohlfeiler Brod verleiht,
So kann sich auch der Armste laben.
Des Tuch- und Leinwandwebers Fleiß,
Und der ihn zu vertreiben weiß,
Dieselben segne Gott in Gnaden;
Den Wuch'rern geb' die künft'ge Zeit
Nicht wiederum Gelegenheit,
Der Armuth wie bisher zu schaden.

Die Wucherer spielten damals eine große Rolle. Man findet sie öfters erwähnt. Hin und wieder begegnen wir auch einem Neujahrsgedicht politischen Inhaltes. Manchmal sind es endlose Reime, die das Jahr begrüßen, manchmal nur einige kurze Zeilen.

Ab und zu, allerdings selten genug, findet man auch Strophen, die sich getrost auch heute noch ans Tageslicht getrauen dürften, und manche sprechen in ihrer schlichten Einfachheit ganz modern an. Aber man trifft dann auch bekannte Namen darunter, wie J. Peter Hebel und andere.

Häufig findet man das Anspielen auf das Sterben, und sei es in den wenigen Zeilen zum Schluß des Jahres 1784:

Die Vornwelt starb, nach wenig Jahren
Sind wir auch nicht mehr hier.
Die Nachwelt sagt von uns: sie waren!
Und sie auch stirbt wie wir.

Es steigt eine ganz andere Welt vor unseren Augen auf, wenn wir in den alten, vergilbten Blättern lesen; man muß sich nur in die Zeilen vertiefen und in und zwischen ihnen zu lesen verstehen. Dann fühlen wir uns in die vergangenen Tage zurückversetzt, und wir sehen die altmodischen Menschen auferstehen und fühlen etwas von der Treuherzigkeit, dem offenen, ehrlichen, gottesfürchtigen Charakter einer längst verklungenen Zeit.

Das Mädchen
von
Lille.



Wachsbüste
aus dem Jahre 1845.
Museum Wicar, Lille.

Kunstwerke aus Wachs.

Von Professor Dr. Michael Birkenbihl, München.

Schon in der Dämmerung geschichtlichen Lebens hat das Wachs die Menschen zu künstlerischer Bearbeitung gereizt, und zwar scheinen zuerst religiöse Anschauungen zur Wachsplastik angeregt zu haben. Die Ahnengalerie des vornehmen Römers bestand nicht aus Ölgemälden, sondern aus Wachsplastiken. Bis tief in die Kaiserzeit waren im Atrium Schränkchen aufgestellt, die gewöhnlich durch Türchen oder Vorhänge verschlossen waren. Bei Familienfesten wurden sie geöffnet und die Wachsbildnisse mit Lorbeer bekränzt. Mit dem Wunsche, die Persönlichkeit des Abgeschiedenen auch im Grabe noch zu erhalten, hängen die ältesten Totenmasken zusammen, und im Begräbnisritual spielte die Wachsplastik eine bedeutsame Rolle. Da man die Leiche zuweilen sieben Tage im Hause behielt, mußte das Gesicht wegen des heißen Klimas mit einer Wachsmaske bedeckt werden. Auch Wachspuppen wurden statt oder neben dem Toten ausgestellt. Im Leichenzug des vornehmen Römers bewegte sich ein Schauspieler in der Wachsmaske des Verstorbenen. Die Wachstatue Cäsars zeigte so realistisch seine dreißig Wunden, daß das aufgeregte Volk das Rathaus in Brand steckte und zur Rache schritt.

Wegen ihres großen Bedarfes an Wachs förderte die Kirche im Mittelalter die Wachsplastik in jeder Weise.

Zuerst tauchte das Agnus Dei auf, vermutlich schon im 4. Jahrhundert. Ursprünglich besteht es einfach aus den Resten der Osterkerze. Sie werden am Weißen Sonntag unter das Volk verteilt. Die heutige Plakettenform läßt sich seit dem 14. Jahrhundert nachweisen. In der Renaissance wird das Agnus Dei zu einem köstlichen Stück der Kleinkunst. Es ist jetzt bemalt und vergoldet und zeigt oft das Wappen des Papstes. Das älteste derartige Stück, das sich erhalten hat, stammt vom Papste Johann XXII. (1316 bis 1334). Während die Herstellung des Agnus Dei gewöhnlich ein Vorrecht des Papstes war, konnten die Laien ihren religiösen Eifer durch Votive aus Wachs bekunden. Das Motiv vertritt ursprünglich die eigene Person des Stifters. Es erscheint als Ablösung des alten Menschenopfers und hat deshalb im Mittelalter noch die Größe und das Gewicht des Opfernenden. Ja, es geht sogar noch darüber hinaus. Man glaubte, diese Wachsgabe wirke dann am meisten bei Gott, wenn sie die Züge des Schenkenden möglichst treu enthalte. Besonders Fürsten und Adelspersonen stifteten solche Wachsplastiken in großen Mengen. Eine Gräfin von Savoyen ließ in England eine Wachfigur im Gewichte von 334 Pfund herstellen. Die Notre-Dame-Kirche in Paris zeigte noch im 16. Jahrhundert die lebensgroßen Wachstatuen des Papstes



Herkules und Cacus.
Wachsplastik
von Baccio Bandinelli,
Florenz 1534.

Kaiser-Friedrich-Museum,
Berlin.

Gregor IX. (1227 bis 1241) und seiner Verwandten. Man sah auch überlebensgroße Ritter, die vom Scheitel bis zur Sohle gewappnet waren.

Von diesen gewaltigen Wachsplastiken hat sich infolge der Zerbrechlichkeit des Materials nichts erhalten. Um so wertvoller ist uns deshalb die fast überlebensgroße Motivstatue des Grafen Leonhard von Görz (1438 bis 1500), die das Ferdinandeum in Innsbruck besitzt. Sie zeigt den Stifter kniend als Wallfahrer mit ausgestreckten Armen und gefalteten Händen. Eine Bemalung verstärkt den naturalistischen Eindruck.

Außerordentlich groß war das Interesse an der Wachsplastik in Frankreich. Das sorgfältig ausgeklügelte Bestattungsritual des Königshauses erscheint als Fortsetzung des altrömischen. Nachdem der königliche Leichnam einbalsamiert und eingefärbt war, mußte er zwanzig Tage in einem Saale des Palastes stehen. Tag und Nacht wurden neben ihm Messen gelesen. Die ersten Bildhauer des Landes mußten während dieser Zeit eine Wachsmaske und eine Wachsbüste des Königs herstellen. Auf einem Paradebett wurde dann eine kostbar bekleidete Puppe aus Weidengeflecht ausgestellt, die an Stelle des Kopfes das Wachsporträt (Effigie) trug. Elf Tage blieb das Effigie im Paradeszimmer, und die Kammerer verrichteten den ganzen Hofdienst vor ihm. Zweimal am Tage wurde vor ihm eine Tafel mit Fleischgerichten und Getränken aufgestellt, die Hofkapläne sprachen das Tischgebet und das Libera, dann wurden die Speisen den Armen

gegeben. Die Wachspuppe Heinrichs II. führte man tagelang in feierlicher Prozession durch Paris. Nach der Beisetzung der Könige wurden ihre Wachsmasken in die Kirche von St. Denis überführt. Erst die Französische Revolution hat sie dort vernichtet.

Das klassische Land der Wachsplastik ist Italien. Hier hat sich von der Antike her die Tradition lebendig erhalten. Florenz war im Mittelalter ihre Hauptstätte. Zur Zeit des Novellisten Sacchetti (1330 bis etwa 1400) bildete die Kirche Annunziata in Florenz durch ihre Überfülle von riesigen Wachstatuen für die Besucher eine Lebensgefahr. Aus Platzmangel hatte man die Statuen teilweise an Seilen in der Kuppel aufgehängt; die Seile vermorschten, die Statuen stürzten herab und verursachten schwere Unfälle. In der Renaissance sehen wir die bedeutendsten Bildhauer Italiens mit der Wachsplastik beschäftigt. Andrea Verrocchio scheint die Führung innegehabt zu haben. Sein Schüler Orsino mit dem Beinamen Cerajuolo (Wachsplastiker) fertigte nach Nasari mit dem Meister jene Wachsvotive, die Lorenzo de Medici verschiedenen Kirchen stiftete, als er einem Mordanschlag der Pazzi mit knapper Not entgangen war. In Venedig stellte man beim Ableben eines Dogen seine Wachstatue drei Tage lang im vollen Ornat aus. Auch die Wachstatue Ezians wurde bei der prunkvollen Leichenfeier (1576) im Ritterkostüm auf dem Katafalk ausgestellt. Über Benvenuto Cellini, Lucca della Robbia und Santorini, der die Locoön-Gruppe in Wachs nachbildete, führt die Wachs-

Die
Flora-Büste



Kaiser-Friedrich-Museum
Berlin

plastik zu Michelangelo, von dessen zahlreichen Wachs-
skulpturen das Victoria-and-Albert-Museum in London und
die Vatikanische Bibliothek wertvolle Stücke besitzen.

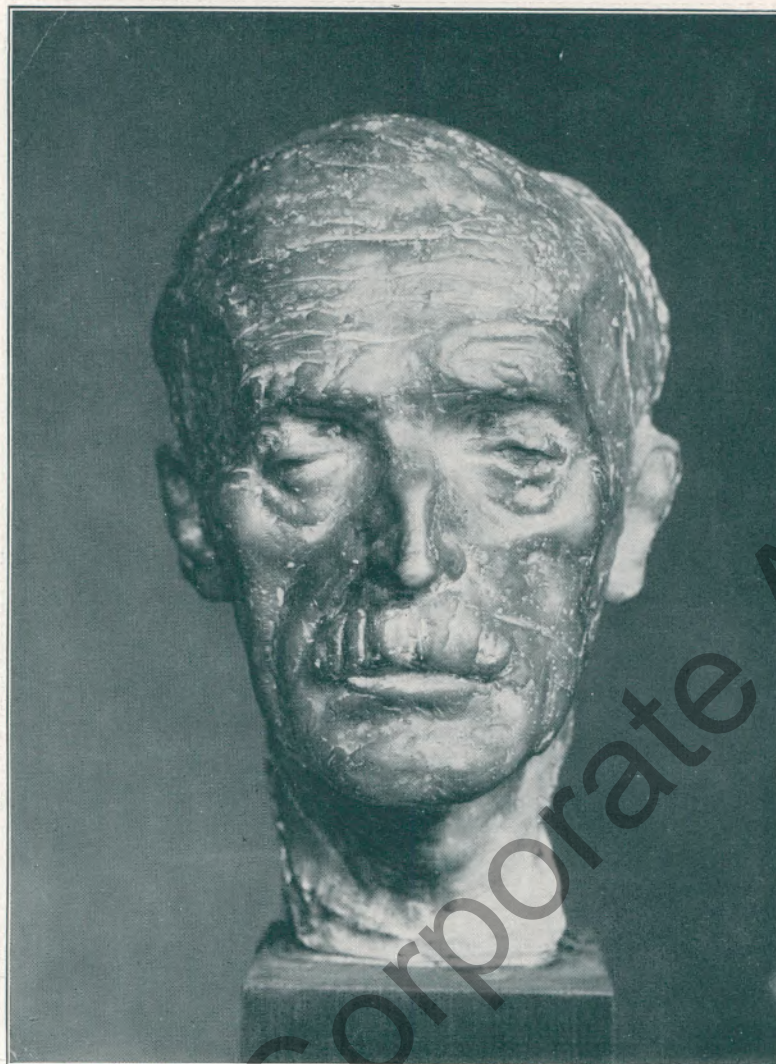
Am berühmtesten unter allen Werken der Wachsplastik ist
die sogenannte Florabüste geworden. Alle fünf Erdteile
haben sich ihre wegen aufgeregt. Im Sommer 1909 kaufte
die Direktion des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin die
Wachsbüste eines weiblichen Idealwesens für 160 000 Mark
an. Der Käufer hielt sie für eine Arbeit Lionards da Vincis.
Bald aber wurden bestechende Gründe dafür ebracht, daß
es sich um eine Fälschung eines Londoner Wachsplastikers
handle. 1927 suchte Professor Hildebrandt, Berlin, die Büste
nochmals für Lionardo zu retten. Wer der Schöpfer der
Florabüste ist, kann bis heute nicht mit Bestimmtheit gesagt
werden. Wenn aber eine Autorität, wie Geheimrat Bode,
mit einem Scharfblick und einer Erfahrung, wie sie kein anderer
Kunsthistoriker unserer Zeit besitzt, für eine Wachsplastik
eine so ungeheure Summe ausgibt, dann muß sie jedenfalls
außerordentliche künstlerische Werte aufweisen können. Und
das ist nun tatsächlich der Fall. Durch ihre ungewöhnliche
Schönheit und die hochstehende Technik gehört die Flora-
büste zu den hervorragenden Schöpfungen der Plastik.

Noch ein zweites weibliches WachsBild hat die Gemüter
stark erregt: der „Mädchenkopf“ des Museums Wicar in
Lille. Im April 1485 fand man an der Via Appia in einem
inschriftlosen Sarkophag eine weibliche Leiche, die so vor-
züglich konserviert war, daß die Glieder noch ihre Biegsam-
keit besaßen. Das Haar war schwarz, die Zähne und Nägel
waren weiß und fest wie im Leben. Im Palast der Konservatoren
erregte die weiche, melancholische Schönheit des Antlitzes das

römische Volk derart, daß es von nah und fern in Scharen
herbeiströmte. Nach einigen Tagen wurde die Leiche unter
dem Einfluß der Luft schwarz. Papst Innozenz VIII. ließ
sie nachts heimlich vor der Porta Pinciana verscharren. Auf
die Berichte von Zeitgenossen gestützt, erklärte der Heidel-
berger Kunsthistoriker Henry Thode, das Mädchen sei Ciceros
Tochter Tulliola gewesen, und der Viller Kopf sei eine Nach-
bildung der schönen Toten. Die Kritik wies die Unhaltbar-
keit dieser romantischen Darstellung leicht nach; aber wer das
Mädchen von Lille war und von wem die herrliche Plastik
stammt, ist heute noch in Dunkel gehüllt.

Im 17. Jahrhundert befreit sich die Wachsplastik vom
Kirchendienst und wird eine höfische Kunst. Ihr Naturalis-
mus erreicht durch echte Haare und Kleider des Porträtierten,
durch Fingernägel, Augen und Tränen aus Glas, sowie durch
bunte Bemalung den Höhepunkt. Die Technik ist so ver-
feinert, daß sich diese Wachsporträts ebenbürtig neben die
großen Ölporträts stellen. Pietro Tacca († 1640) formte
eine lebensgroße Büste des Großherzogs Cosimo II. († 1620)
mit solcher naturalistischer Wucht, daß die Mutter des Toten,
Christine von Lothringen, den Anblick des Bildes nicht ertrug.
Die zahlreichen Wachsbüsten des Wiener Hofes (Mari-
milian I., Ferdinand III., Leopold I., Marie Louise, die erste
Gemahlin Napoleons usw.) tragen oft das natürliche Haar
des Originals. Sie sind so fein gearbeitet, daß die kleinste
Einzelheit der Haut, jede Bartstoppel scharf hervortritt. Der
englische, dänische und russische Hof berufen jetzt die besten
Wachsplastiker zu Fürstenporträts in ganzer Figur. Im
Vaterländischen Museum in Braunschweig sah man eine
ganze, sehr ausdrucksvolle Figur Friedrichs des Großen mit

Wilhelm von Bode,
Generaldirektor der
Staatlichen Museen Preußens.



Wachsporträt
von
Joseph Thorak.

Kleidern, die der König in den Schlesischen Kriegen getragen haben soll. Das beste Porträt Ludwigs XIV. ist nach Ansicht seiner Zeitgenossen nicht ein Ölgemälde, sondern jenes Hochrelief des berühmten Wachsplastikers Antoine Verrio (1632 bis 1717) im Museum von Versailles, das den gealterten König in erschreckender Abgelebtheit zeigt. Das Hohenzollernmuseum (Schloß Monbijou) zeigt, wie sehr der Berliner Hof diesem Zeitgeschmacke huldigte. Man sieht dort die sitzenden Wachsfiguren des Großen Kurfürsten, Friedrichs I. und Friedrichs des Großen, dazu die früh verstorbenen Kinder Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I., ferner hervorragende Wachsmasken Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen, der Königin Luise und des Generals Moreau (gefallen 1813). In welche Geschmacklosigkeiten die Pietät zuweilen ausartete, zeigt die Gräfin Harcourt. Antrostlich über den Verlust ihres Gemahls, ließ sie 1769 seine Figur lebensgroß in Wachs formen; mit einem Schlafrock bekleidet, saß diese Puppe beständig in einem Lehnstuhl am Bett der Witwe.

Das 18. Jahrhundert bedeutet den Verfall der Wachsplastik. Überall entstehen jetzt Wachsabinette. Aus der Nachblüte ragen zwei naturalistische Büsten Joseph Haydns hervor. Die eine, mit Haaren und Kleidungsstücken des Meisters versehen, ist das sprechendste Haydnbildnis, das wir besitzen. Der Künstler liebte es sehr und bewahrte es bis zum Tode immer sorgfältig unter einem Glassturz. Um 1830 wird die Sitte, sich in Wachs porträtieren zu lassen, durch die Daguerreotypie abgelöst. Neben der Wachsbüste spielt die Wachsplakette eine bedeutende Rolle. Sie zeigt

Stücke, oft mit Perlen und Edelsteinen besetzt, die an Feinheit den antiken Kameen nicht nachstehen und von Sammlern sehr gesucht sind. Die größte Sammlung dieser Art, fast lauter Berühmtheiten des Hauses Valois, sieht man im Schlesischen Museum zu Breslau; man glaubt, daß sie ein Hugenotte auf der Flucht zurückgelassen hat. Von einer Feinheit, die an die italienischen Plaketten der Renaissance erinnert, sind die Wachsporträts Nürnberger Ratsherren im Germanischen Museum und im Bayerischen Nationalmuseum.

Auf die Anregungen, welche der Genueser Spitalarzt Nones den Wachskünstlern gab, gehen alle die anatomischen Wachspräparate zurück, die man in staatlichen und privaten Sammlungen sieht. Der bedeutendste Vorkämpfer dafür war Professor Eduard Hammer, dessen Großvater 1829 in München ein Atelier für künstlerische WachsBildnerei gründete. Nachdem Eduard Hammer, der an der Münchener Akademie als Bildhauer und Maler seine Ausbildung empfangen hatte, 1893 das weltbekannte anatomische Panoptikum gegründet hatte und königlicher Universitätsplastiker geworden war, gründete er mit seinem Sohne zusammen ein Institut an der Universität Chicago. Durch eingehende Studien an der Leiche schuf Hammer in Zusammenarbeit mit bedeutenden Medizinnern ausgezeichnete Präparate, die als wertvolle Lehrmittel geschätzt werden. Die Wachschnik, die er dabei verwendet, ist seit 1700 ein Geheimnis der Familie.

In unseren Tagen hat die Wachsplastik wieder den Weg zu ihrer ursprünglichen Bestimmung gefunden. Sie dient in erster Linie wieder dem Porträt, der hohen bildhauerischen Kunst.



„Aus der Kinderstube der Tiere.“
Brehm-Verlag, Berlin-Charlottenburg.

Pfauenaugenbarsch mit Jungen.

Lichtbild: Paul Unger.

Die Buntbarsche.

Von Walter Bollmer.

Ein alter Mann hatte Acara, das Buntbarschweibchen, gekauft. Sie vergaß den Fischereiladen, aus dem sie erlöst worden war, sehr schnell und wunderte sich nur über das ungewohnte Alleinsein im neuen Becken. Das Wasser war wärmer, als sie es gewohnt war. Mit Behagen spürte sie es, und daher erwachte die Lust zur Lebhaftigkeit in ihr. Langsam, mit ruckweisen Bewegungen, glitt sie durch die steilen Pflanzenbüschel. Manchmal blieb sie stehen, so unbeweglich, als sei sie aus Stein gehauen, nur das unablässige Sächeln ihrer metallisch glänzenden Brustflossen verriet, daß Leben in ihr war. Zwischen den grünen, steil aufgerichteten Unterwasserpflanzen hatte sie einen eigentümlichen, felsigen Unterschlupf gefunden. Sie wagte es, nach anfänglichem Zögern, hindurchzuschwimmen, tat es dann mehreremal und fand, daß diese Höhle im Gefahrsfalle ein sicheres Versteck abgeben müsse.

Wenn aber das Wasser auch klar war wie reiner Kristall und der Bodensand wie lauter gewaschene Kiesel glänzte und überall Licht und schmale, schimmernde Sonnenstreifen standen — eins gefiel Acara nicht: die Einsamkeit! Zwei knallrote Turmschnecken, die in harmloser Unbekümmertheit, dumm wie sie nun einmal waren, die Glaswände bekrochen, hatte sie gleich gefressen, nun war nichts Lebendiges mehr da, was ihre Aufmerksamkeit hätte fesseln können.

Daß der Frühling da war, bekam Acara auch zu spüren. Zuerst ganz einfach nur dadurch, daß sie bis zur Greßfaulheit des Guten genoß, welches ihr von ihrem Pfleger gespendet wurde. Sie kannte schon nach einigen Tagen sein Gesicht und die vorsichtigen, immer etwas zaghaften Bewegungen seiner Hände, wenn er den runden Sammeltopf mit allerlei Gefier aus Tümpeln, Bächen und Wasserlöchern hob, um zu füttern. Wie hätte sie aber wissen können, daß

er sich freute, wenn sie fraß und sich an ringelnden Regenwürmern, langbeinigen Wasserläufern, fetten Spinnen und zappelnden Mückenlarven gütlich tat!

In einem frühen Morgen schien die Sonne wieder hell in ihre kleine Unterwasserwelt. Acara stand regungslos im Dickicht der schmalen Pflanzen, ganz in der Sonne, die das Wasser in flüssiges Gold verwandelt hatte. Sie träumte. Etwas war in ihr regsam, was sie aus dieser Welt ihrer Gefangenschaft fortzog, vielleicht eine von Eltern und Ureltern ererbte Sehnsucht, die jetzt erwachte. Die alte Heimat lockte sie, die Heimat im fernen Westen Mexikos, die sie nie gesehen hatte.

Da spürte sie plötzlich, daß jemand kam. Ihr empfindliches Tastgefühl ließ sie zusammenfahren, so daß die weit-schauenden Brustflossen ihr mechanisches Spiel ein wenig schneller betrieben. Ein leises Zittern kroch an den durchsichtigen Wänden hoch. Das Weibchen machte eine ruckartige Bewegung, nicht erschreckt oder furchtsam, viel eher neugierig, was nun kommen würde. Ganz behutsam sank sie nach Gewohnheit aller Fische, wenn sie etwas Neues, noch Unbekanntes erwarten, langsam nach unten. Es geschah aus einem unausrottbaren, von Jugend auf stets in ihr lebendigem Mißtrauen gegen die Umwelt.

Es geschah tatsächlich etwas Außergewöhnliches: Das grüne Deckglas wurde zur Seite geschoben, und ein langer, weißer Schleier fuhr durch das Wasser. Zu Tode erschrocken fuhr Acara zurück. Sie verfärbte sich. Die blaugrauen Streifen, die sie wie Ringe umgaben, wurden tiefschwarz. Hastig gingen die Flossen. Steil, wie steifer Pergament stand die lange Rückenflosse. Dieses Gespenst kannte sie! Es hatte nie etwas Gutes bedeutet, wenn es urplötzlich vor ihr gestanden hatte, weiß und bauschig, wie der Rachen eines

Raubtieres, und mit lauernden, langsamen Bewegungen hin und her glitt. Wenn man sich ganz eng an den Boden schmiegte, konnte es über einen hinweggehen, gefährlich aber war es, den Scheiben zu nahe zu kommen, weil dann das Fangnetz jeden Rückzug abspernte.

In hochgradiger Erregung sah sie das schaukelnde Netz an und rührte sich nicht. Es gab einen Klatsch, es spritzte und platschte, das Wasser gurgelte und rauschte, so daß die langen Pflanzen mit wehenden Fahnen schwankten — dann verschwand das Gespenst, der Deckel klorrte wieder, und Munkelbein, das Buntbarschmännchen, war da!

Zunächst fiel er plump und furchtbar hilflos einfach auf den Sand und blieb regungslos, starr vor Schreck und Überraschung, liegen. Regte sich nicht. Das dauerte eine ganze Weile.

„Das Weibchen darf natürlich nicht allein bleiben!“ sagte der alte Mann zu seiner Frau, die auch zusah. „Das Weibchen bekommt Laichverhärtung, wenn es kein Männchen um sich hat.“ Schließlich gingen sie fort, der Mann sehr unwillig, offenbar nur, weil er anderweitig zu tun hatte.

In ängstlicher Neugier sah Acara auf das heftig atmende Männchen. Sie fürchtete sich. Sie kannte Munkelbein ja nicht und wußte, wie boshaft, geradezu gewalttätig grausam Buntbarschmännchen gegen das andere Geschlecht sein konnten. Wenn sie ihm nicht gefiel, war sie möglicherweise verloren! Es war nicht einfach für sie, sich jetzt richtig zu verhalten.

Der Buntbarsch schüttelte sich wie sich ein nasser Pudel schüttelt, unwillig, als streife er etwas von sich ab. Dann schoß er mit heftigem Ruck hoch und spreizte die Flossen wie wallende, hohe Segel. Der gelbrote Saum seiner Rückenflosse leuchtete strahlend und triumphierend. Er hatte einen mächtigen, gerundeten Nacken und einen fast zu breiten Schädel, der ihm ein böses Aussehen verlieh. Groß und tiefschwarz waren seine Augen, dick und rund wie Glasperlen, mit strahlendem Glanz lebhaften Feuers. An Kraft und Länge übertraf er Acara beträchtlich. Als wolle er seine wenig würdevolle Lage von vorn wieder wettmachen, dehnte und spreizte er sich, schob das runde Maul vor und ließ die bunte Pracht seines blaugepanzerten Schuppenkleides prächtig leuchten.

Das Weibchen hielt sich dicht unter ihm, was bei den Fischen immer ein Zeichen von Ergebenheit zu sein scheint. Dadurch gab sie auch zugleich die Einsamkeit ihres Wasserbereiches auf, überließ es Munkelbein, die Führung in ihrem gemeinsamen Fischdasein zu übernehmen und erklärte sich gleichzeitig aller bisher innegehabten Rechte in diesem Becken für verlustig, wenngleich sie vor ihm darin gewesen war. Dadurch war der Friede gesichert. Daß es überhaupt Krieg und Tod hätte geben können, hatte der alte Mann nicht einmal gewußt. Er kannte eben die Buntbarsche noch nicht.

Munkelbein forderte sie sogleich auf, ihm zu folgen. Böse war er nicht, nur stolz, allzustolz vielleicht, während er ruhig segelnd vor ihr herglitt und auf allerlei Mißstände hinwies. Acara bewunderte ihn heimlich. Woher er gekommen war, wußte Munkelbein freilich selbst nicht, von der dunklen Gefangenschaft in der greulichen Transportkanne ließ er sich zudem nichts merken. Er zeigte ihr, daß zunächst alle Pflanzen ein Übel in einer Barschwohnung seien. Also — weg damit! Der Sand sei zu loben, er ließe sich gut schaukeln und sei tief genug. Die Felsanten seien zum Scheuern allerdings ein wenig rissig, sie solle Vorsicht dabei walten lassen. Die Ummwälzung der Steine verstünde sich wohl von selbst? Acara gab es vorbehaltslos zu.

Der alte Mann fütterte. Neidlos — denn sie war überfett — sah Acara zu, als Munkelbein fraß. Sie hätte es ihm auch gar nicht streitig zu machen versucht. Munkelbein fraß und fraß, der Mann freute sich, und Acara wunderte sich. Zwölf Rückenlarven, zwei mittelmäßig große Regenwürmer,

einige Echyträen und noch zwei Stückchen Rohfleisch schlang der Barsch in sich hinein, bis er satt war und mit dem Futter zu spielen begann. Da schob der Alte den Deckel wieder zu und guckte lange durch die Glaswand zu ihnen herein, was ihm offenbar Vergnügen zu bereiten schien.

Munkelbein überfah ihn ganz. Er schimmerte jetzt im Gefühl satter Zufriedenheit tiefblau. Wie grüne, smaragd-farbene Schnüre lagen die schillernden Schuppenstreifen auf seinem Leib. Die buntpunktierten halb durchsichtigen Flossen hatten schwach rötlichen Glanz. Sein Herr hatte keinen schlechten Kauf an ihm gemacht!

Einige Tage waren vergangen. „Er hat sich eingelebt“, äußerte der alte Mann eines Morgens sachkundig und sah durch die Brille ins Aquarium. Er schob dann sein Gesicht ganz dicht an die Scheiben heran, um sich zu vergewissern, daß er richtig sehe. Plötzlich wurde er aufgeregt und rannte hierhin und dorthin, guckte von oben her ins Wasser, dann wieder von der Seite, schimpfte mörderisch — es half ihm gar nichts: Die Hälfte des wunderschönen Pflanzenwuchses schwamm trübselig auf der Oberfläche des Wassers oder hing an dünnen Wurzelsfasern noch lose im Sand, bereit, jeden Augenblick sich sanft zu lösen und nach oben zu treiben.

Ruhig und aufmerksam stand Munkelbein im trüben Wasser, sah seinen Pfleger an und rührte sich nicht. Unverhohlener Stolz schien aus seinen Augen zu leuchten. Und wie zum Hohn wandte er sich plötzlich und rannte mit dem breiten Schädel — als wolle er ein Schaustück vorführen — in einen Sandberg, hob ein mächtiges Maul Sand hoch, machte sich eilig damit fort und spie es hinter dem Felsen aus. Das tat er zwei- bis dreimal, nachdrücklich und mit offensichtlicher Überlegung. Zwischendurch sah er nach draußen, als ob er sich vergewissern wolle, ob man seine Leistung auch anerkenne.

Der Alte kratzte sich den Kopf, machte ein langes und sehr dummes Gesicht und ging nachdenklich fort. Er fütterte an diesem Tage auch nicht. Aber die Buntbarsche warteten nicht auf ihn. Der leidenschaftliche Eifer, mit dem sie ihre Pflicht taten, ließ sie allen Hunger vergessen. Was an kümmerlichem Pflanzenwuchs noch stand, wurde entwurzelt. Munkelbein, der in den prächtigsten Farben der Erregung leuchtete, arbeitete unablässig. Er war glücklich, ganz in seine Arbeit vertieft und schaffte den ganzen Tag hindurch. Die schlanken Leiber der schönen Vallisnerienpflanzen packte er breitmäulig an, drehte sie in Spiralen um sich selbst und riß sie der Reihe nach mit heftigem Ruck aus dem Boden. Er wollte Platz haben, Löcher schaufeln, tiefe, runde, schützende Löcher, in denen die Jungbrut, die sie erwarteten, Platz finden konnte. Acara hielt sich etwas zur Seite. Zwar schwamm sie stets neben ihm, tadelte zurechtweisend oder probte mit dem Leib die Vertiefungen aus, war aber nicht imstande, kräftig zuzugreifen. Munkelbein hätte es auch nicht geduldet!

Das Becken glich einem Schlachtfeld. Wie ein braunes Siegeszeichen leuchtete Munkelbeins Rückenflosse im trüben Wasser. Er blieb nach Art der Buntbarsche manchmal stehen, dick und unschlätzig, als überlege er. Nur die kreisrunden Glosaugen gingen lauernd hin und her. Und, als habe ihn plötzlicher Zorn gepackt, machte er eine elegante Raubfischwendung, blüßschnell um die eigene Achse, schoß in den Sand und schnappte drei- bis viermal nach einem haselnußgroßen Kiesel, bis er ihn festhatte und damit losfuhr. Unwillig schüttelte er sich und glitt dann mit heftigem Ruck auf die Glaswand zu, so daß der Anprall klirrend zu hören war. Das tat er immer wieder, rollte dabei gefährlich die Augen und stieß den Stein hartnäckig an die Scheiben, als wolle er ihn unbedingt nach draußen bringen. Urpötzlich ließ er ihn dann fallen und schaufelte wieder Sand, tiefe, geräumige Betten, die er von Zeit zu Zeit mit wägendem Stolz befah.



„Was der Tierstube der Tiere“,
Brehm-Verlag, Berlin-Charlottenburg.

Lichtbild: Paul Unger.

Scheibenbarschfamilie.

Als nach drei Tagen die Jungbrut da war, wurde Munkelbein gefährlich! Die Sonne war eben aufgegangen, als er über dem Laich Wache hielt. Ganz versteckt in einer Spalte des schützenden Felsens lagen die Kleinen, winzig klein, zu Hunderten, einzeln mit dem Auge kaum sichtbar. Die Hälfte von ihnen hatte den nährenden Dottersack schon aufgezehrt. Niemand von den Besuchern, die ab und zu neugierig an das Aquarium herangetreten waren, hatte etwas bemerkt, selbst der ratlose alte Mann nicht, der nie so merkwürdige Fische gepflegt hatte. Ja, er wunderte sich sehr, als er, in stillem Zuschauen versunken, das Gesicht dicht an die Scheiben brachte und Munkelbein wie ein Ungewitter auf ihn loschoß. Er lachte griesgrämig und höchst erstaunt, fuhr mit dem Finger die Scheiben entlang und reizte Munkelbein auf diese Weise hinterherzuschwimmen und wütend danach zu schnappen. Indessen stand Acara über dem Laich, denn die Buntbarsche verlassen auch in Fällen großer Gefahr ihre Jungbrut nicht.

Als das Gesicht fort war, lauerte Munkelbein noch eine Weile und begab sich dann triumphierend zu Acara zurück. Es war klar, daß er sich einen großen Sieg zuschrieb!

In selbstloser Elternliebe mühten sich die Barsche mit den Jungen ab. Nicht allein, daß sie täglich mindestens dreimal ins Maul genommen und umgebetet werden mußten, damit sie nicht in ein und demselben Bett verhungerten oder ersticken, nein, Acara mußte sich sogar der Mühe unterziehen, die zappelnden, unbeholfenen Kleinen täglich zu waschen, was durch energisches Walfen und Umdrehen im Maul geschah. Immer aber stand eins der Elterntiere wachsam über dem flimmernden, unruhigen Häuflein Leben hinter dem Felsen und fächelte mit den schaufelnden Brustflossen der Jungbrut frischen Sauerstoff zu.

Die Alten verstanden sich. Kein Gedanke, daß sie nach Art gewöhnlicher Fische die Nachkommen gefressen hätten, das Gegenteil war der Fall, und wehe dem Fisch, der jetzt in ihren Wasserbereich gekommen wäre! Munkelbein fürchtete sich vor nichts in seinem kleinen Reich!

Da aber kam — der Arolotl!

Nach etwa zwei Wochen tat der alte Mann nämlich etwas, was man zu seinen Gunsten als große Dummheit auslegen muß. Sonst wäre es nämlich eine Frevelei gewesen: Er setzte einen großen Arolotl ein! Die Jungbrut war soweit gediehen, daß sie schon hinter dem Elternpaar herschwamm und nach springenden Wasserflößen haschen konnte. Das Weibchen nahm sich vor allem das Recht heraus, stets Mulm und Futterreste in den hungrigen Schwarm speien zu dürfen, während Munkelbein Streitigkeiten schlichtete, Ungehorsam durch peinliches Umdrehen im Maul bestraft und die Schwimmkunst lehrte.

Als der alte Mann nun eines Nachmittags kurz und bündig den Arolotl einwarf, gab es gewaltige Unruhe im Becken. In geradezu idiotisch-dummer Gleichgültigkeit sah sich das grauschwarze Scheusal, das einer mißgestalteten Eidechse ähnlich sieht, im Becken um und machte sich gleich seelenruhig daran, drei oder vier Junge zu verspeisen! Munkelbein stand starr vor Wut und Schreck! Steil schoß ihm die Rückenflosse hoch, tiefschwarz und himmelblau leuchteten seine Farben auf, und ein rosaroter Schimmer lag über seiner ganzen Gestalt. Das war zuviel —!

Acara sammelte gleich die tolpatschigen Jungen und führte sie drängend und schiebend hinter den Felsen und verwehrt mit hastigen Flossenschlägen jedem die todbringende Flucht. Hatte sie auch dreihundert, so wollte sie doch nicht ein einziges verlieren!

Der Arolotl kroch breitbeinig über den Sand und zog den schleppenden Fettschwanz nach. Er erwartete Gutes in diesem warmen Becken und suchte nach einem dämmerigen Unterschlupf, denn er haßte das Licht des Tages. Plötzlich fühlte er sich aber durch einen wuchtigen Stoß auf die Seite ge-

worfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er kam gar nicht erst zu sich, als ihm schon etwas Plumpes, Verbes über Maul und Augen fuhr, so daß es schmerzhaft brannte. Diese Behandlung brachte den phlegmatischen Molch schließlich doch aus der Ruhe, so daß er um sich schnappte und Munkelbein, den er erkannt hatte, an den Flossen zu packen versuchte. Er besaß ein Maul, daß er sich selbst hätte verschlingen können. Er bekam aber seinen wütenden Gegner nicht zu fassen, fühlte sich vielmehr rücksichtslos an einem Bein hochgehoben und eine Strecke weit fortgeschleppt, wobei er mit dem prallen Bauch hart über einen Stein zu rutschen kam. Es schmerzte sehr und reizte ihn zu maßlosem Zorn.

Huii —! fuhr ihm der Barsch in die rosaroten Kiemen, daß ihm die Luft wegblieb. Ein paarmal drehte er sich um sich selbst, und es entstand ein Strudel, so daß Acara es in diesem Moment nicht verhindern konnte, daß einige von den Kleinen hochgewirbelt wurden. Munkelbein schnappte sie aber blitzschnell und spie sie ins Nest zurück. Jetzt ging der Molch zum Angriff über. Er hütete sich, den Fisch von vorn anzugreifen, aber der weitgespreizten Schwanzflosse setzte er wie einem lockenden Segel nach. Jedesmal aber, wenn er nahe daran war, machte Munkelbein die Raubfischwendung und stand mit geöffnetem Maul vor ihm, worauf er hurtig unter ihn kroch, um ihn von unten zu fassen. Das ging eine Weile so, bis Munkelbein zum Gefährlichsten überging: Er schnappte nach den Augen! Das war echte Raubfischart! Gern hätte sich der Molch jetzt unter den Felsen verkrochen, er strebte immer dorthin, in der Aufregung fand er aber den Eingang nicht. Er hatte längst gemerkt, weshalb der Barsch außer sich war, wenngleich er nicht begreifen konnte, daß sich jemand um die lächerliche Jungbrut so schlimm anstellen konnte.

Gerade wollte er der offensichtlichen Dummheit, sich hier beißen zu lassen, ein Ende machen und endgültig einen Versteck erwischen, als ihm wieder etwas hart vor den Schädel fuhr. Dann noch einmal, und er machte einen verzweifelten Satz nach oben, rannte vor die Scheiben und schüttelte sich in schlimmer Qual — es ging ihm ans Leben! Ohne Erbarmen, mit niederträchtiger Geschicklichkeit hatte ihm der Barsch ein Auge herausgerissen und ließ noch immer nicht von seinen wütenden Angriffen ab. In höchster Not wollte er sich aus dem Wasser hochschnellen; aber es ging nicht, Munkelbeins geschwinder Griff riß ihn wieder in die Tiefe.

Es wäre schnell um ihn geschehen gewesen, wenn nicht plötzlich langsam das Netz angefahren wäre! Munkelbein geriet in seinem besinnungslosen Kampfeifer sofort hinein, wurde aber freigegeben, war aber blind vor Erregung und versing sich wieder im Netz und schlug Wellen, daß es klatschte. Wieder gab ihn das Netz frei und fing den Molch ein, der aber — schon ganz erschöpft — wie tot im Wasser schwamm und sich nicht wehren konnte, als ihn Munkelbein mit heftigem Ruck am Schwanzende nach unten riß.

Da griff der alte Mann ärgerlich mit der Hand ins Wasser und hob den halbtoten Molch heraus.

Lange glitt der Buntbarsch noch an den Wänden auf und nieder. Dazwischen sah er in die eng zusammengepferchte Jungbrut und strich darüber hin und stieß Acara aufmunternd an, die, ziemlich verängstigt, immer noch Wache hielt. Erst gegen Abend, als es schon dunkel war, begannen sie, die Kleinen eifrig umzubetten und sie zu betrachten, als zählten sie die Schar. Dann übernahm Munkelbein die Obhut für die Nacht, und Acara hielt sich dicht in seiner Nähe. Sie war ziemlich scheu und verjagt und wartete anscheinend immer noch mißtrauisch auf den schwarzen Molch.

Er kam aber nicht wieder!

Ein paar Tage später hatte der Alte einen Käufer für die Fische gefunden. Er verstand sie nicht.

Der Traum.



Gemälde
von
Franz Sedlacek.

Bühnenhellseher und Pseudotelepathen.

Von Graf Carl v. Klincksowstroem.

Unsere Zeit, in welcher weite Volkskreise den okkultistischen oder mystischen Strömungen verfallen sind, bietet den Bühnenhellsehern ein günstiges Arbeitsfeld. Der Laie steht diesen Dingen kritiklos gegenüber und läßt sich gar zu leicht vom Schein blenden. Deshalb sei gleich zu Beginn festgestellt: bei den Vorführungen von Bühnenhellsehern oder -telepathen, mögen sich diese nun Alfra oder Dagma, Hanussen oder Marion nennen, handelt es sich niemals um echte okkulte Phänomene, sondern um die Künste von Artisten, die oft sehr geschickt erdacht sind und mit psychologisch raffinierten Mitteln arbeiten. Wenn es Hellsehen und Telepathie gibt, so ist die Kleinbühne oder der Vortragssaal auf jeden Fall der letzte Ort, der dafür ein geeignetes Milieu böte, und „auf Befehl“ kann bestimmt niemand hellsehen.

Im wesentlichen sind es zwei verschiedene Arten von Vorführungen, die der Öffentlichkeit unter dem Schein des Mystischen geboten werden, weil sie sonst offenbar nicht zugängig genug wären: entweder arbeiten diese Artisten paarweise, oder einzeln und ohne Gehilfen. Natürlich kann auch beides vereinigt werden, indem dann der Gehilfe nicht als solcher auftritt. Die Hellseherpaare bedienen sich eines geheimen Signalsystems, mit dessen Hilfe sie sich unbemerkt zu verständigen vermögen, und zwar handelt es sich dabei ent-

weder um akustische oder um optische Signalgebung. Solche geheimen Signalcodes lassen sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen: 1798 hat H. M. Brunner zum erstenmal ausführlich darüber Auskunft gegeben. Damals spielte sich das Ganze noch in sehr einfachen Formen ab. Der eine Artist ließ z. B. einen Anwesenden würfeln oder eine Karte ziehen, und der andere, der oft nicht in Erscheinung trat, sondern insgeheim einen Pseudoautomaten bediente, vermochte alsbald richtig anzugeben, was gewürfelt oder gezogen war. Des Rätsels Lösung liegt hier in vereinbarten Stichworten und in der Art der Fragestellung, die nach einem bestimmten System, das beide natürlich genau beherrschen mußten, bereits die Antwort enthielt. Diese Art pseudotelepathischer Vorführungen wurde von dem berühmten Zauberer Robert-Houdin zu vollendeter Form entwickelt (1846), wobei sein kleiner Sohn die Rolle des „Mediums“ spielte. Er fand alsbald Nachahmer und hat deren noch heute.

Das Verfahren der Frage und Antwort nach einem bestimmten System wurde später durch undurchsichtigere Methoden ersetzt: das 1890 auftauchende Svengali-Trio war ansehnend das erste, das ähnliche Kunststücke, namentlich die Übertragung von Melodien, ohne Worte zumege brachte. Eine Dame saß mit dem Rücken dem Publikum zugewendet auf der

Bühne und spielte sofort von den Zuschauern beliebig gewählte Musikstücke; und der Manager, der sich die gewünschten Titel oder Namen im Zuschauerraum zuflüstern ließ, sprach dabei kein Wort. Hier kam also ein optisches Signalsystem in Anwendung, das, wenn nicht direkt, mittelbar durch einen weiteren (versteckten) Gehilfen übermittelt wurde. Es handelt sich dann um unmerkliche Zeichen, die dem nicht eingeweihten Beobachter entgehen: Die Stellung der Arme, Hände, Füße, des Kopfes, der Augen; bestimmte unauffällige Bewegungen, wie das Streichen des Bartes, Anfassen der Nase, der Ohren usw. usw. — es gibt hier auf jeden Fall eine schier unendliche Mannigfaltigkeit von geheimen Zeichen, die nur in ein System gebracht zu werden brauchen. Schwieriger war dem Hellseherpaar Karoly beizukommen, über das wir Prof. Max Dessoir und Geh.-Rat Dr. A. Moll die Aufklärung verdanken. Dieses Künstlerpaar arbeitete ohne Fragen- und Antwortspiel, also ohne Wortverständigung, und dennoch mit verbundenen Augen. Also schien auch kein optisches Signalsystem zur Anwendung zu gelangen. Da sich das Ehepaar in dankenswerter Weise zu einer längeren Prüfungsreihe zur Verfügung stellte, so gelang es den beiden gewiegten Untersuchern, das Rätsel zu lösen. Der Trick lag hier in der von Herrn K. geschickt markierten nervösen Unruhe, bei welcher er allershand unartifizierte, interjektionsartige Laute ausstieß, die ein Räuspern oder dergleichen vorstellen sollten. Die Beobachter stellten fest, daß stets, wenn ein solcher Laut geäußert wurde, die Zahl richtig geraten wurde. Nun führten die Untersucher unabhängig voneinander Protokoll, verglichen ihre Resultate und konnten ermitteln, daß

z. B. der Ausruf „esd“ r bedeutete. Ebenso war „geh“ = b, „homma“ = 7, „mek“ = 4 usw. Da solche Temperamentszeichen nicht immer erfolgten, und immer schon dann, wenn die Anwesenden den Versuch noch gar nicht im Gange glaubten, so konnte dieser Trick lange der Aufmerksamkeit entgehen. Er war so erfolgreich, daß eine zehngliedrige Kommission einer süddeutschen „Gesellschaft für psychische Forschung“ bescheinigt hatte, sie habe „eindwandfrei und einstimmig festgestellt, daß bei Karoly ein Fall von Mental-suggestion, d. h. von sogenannter Gedankenübertragung vorliegt“.

Andersartig sind die Leistungen von Bühnentelepathen, die (wirklich oder scheinbar) ohne Assistenten arbeiten. Zu Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts verblüffte Stuart Cumberland als Gedankenleser. Das heißt, er löste allerhand mehr oder weniger verwickelte Aufgaben, indem er mit verbundenen Augen an der Hand eines wissenden Anwesenden durch den Saal eilte und beispielsweise eine versteckte Nadel suchte. Dieses Gedankenlesen imponiert heute wohl niemandem mehr, es ist zum Gesellschaftsspiel geworden. Man hat diesen Cumberlandismus treffend als „Muskellesen“ bezeichnet. Es gelingt aber auch ohne Berührung. In diesem Falle geht die eingeweihte Person, die scharf an die Aufgabe denken muß, dicht hinter dem Gedankenleser her. Letzterer läßt sich von allerhand unbewußt gegebenen Zeichen leiten, seien es unwillkürliche Muskelbewegungen oder ein kaum merkliches Bögen im Schritt der Begleitperson usw. Mit der nötigen Uebung lassen sich damit immerhin schöne Wirkungen erzielen,

die auch heute noch ihren Eindruck nicht verfehlen, namentlich, wenn der Hellseher mit einem harmlos aussehenden „Sekretär“ zusammenarbeitet, wie Hanussen.

Auch auf dem Gebiete des Hellsehens gibt es Spezialisten, die in ihren besonderen Tricks eine außerordentliche Gewandtheit erreichen und damit oft genug auch Gelehrte getäuscht haben. Dazu gehörte der vor einigen Jahren verstorbene Deutschamerikaner Bert Reese (Ries), der sich in jüngeren Jahren auch als Kartenkünstler betätigt hat und daher über die nötige Fingerfertigkeit, die er für seinen Trick brauchte, verfügte. Seine Hellseherigkeit beschränkte sich nämlich auf das Lesen des Inhalts gefalteter Zettel. Das Ganze lief auf einen geschickt verdeckten Vertauschungstrick hinaus, indem Reese einen leeren Zettel einschmuggelte, der Reihe nach die anderen Zettel heimlich öffnete und immer den Text des vorhergehenden aussagte, wenn der Besucher einen neuen Zettel ungeöffnet an seine Stirn hielt (eine genaue Schilderung des Verfahrens findet sich in der „Zeitschrift für kritischen Okkultismus“, Bd. 2, 1927, S. 275 ff.).

Die ganze Aufmachung war dabei so geschickt auf Ablenkung der Aufmerksamkeit aufgebaut, daß der Laie unfehlbar der Täuschung zum Opfer fiel.

Ebenso wie Reese suchen noch heute manche Bühnenhellseher das Publikum glauben zu machen, daß sie über echte okkulte Fähigkeiten verfügten. Das hat wohl seinen tieferen Grund in den „Sprechstunden“, in denen sie ihre Kunden gegen gutes Honorar hellseherisch beraten. Diese Sprechstunden werden ganz beiläufig während des Vortragsabends erwähnt, und sie dienen nicht nur dazu, dem betreffenden Künstler ein sehr

sorgenfreies Leben zu ermöglichen, sondern sie müssen auch dazu herhalten, für die öffentlichen Vorführungen selbst verblüffende Hellseherfälle vorzubereiten. Wenn da eine Dame dem Hellseher ihr Herz ausgeschüttet hat, so läßt er sie zu seiner nächsten Vorstellung ein und weiß nun auf „psychographologischem“ Wege oder sonstwie erstaunlich zutreffende Einzelheiten aus ihrem Leben zu offenbaren, deren Kenntnis ihm augenscheinlich nur auf übernormale Weise zuteil geworden sein kann. Oft hat die betreffende Dame dann vergessen, was sie alles verraten hat und ist selbst aufs höchste überrascht, oder sie ist zu schüchtern, um im gegebenen Augenblick die Aufklärung zu geben. Und die Wirkung ist natürlich verblüffend. Das ist nur ein Trick von vielen. Viele andere hat der ehemalige Sekretär Hanussens, Erich Juhn, in seinem Buche „Leben und Taten des Hellsehers Henrik Magnus“ bis ins einzelne enthüllt. Meist ist so ein Hellseher außerordentlich gewandt in der psychologischen Behandlung seines Publikums und versteht es, auch mißlungene Experimente zu seinen Gunsten umzudeuten, ohne daß das den naiven Zuhörern auffällt.

Es ist daher sehr zu begrüßen, daß es sich Wilhelm Gubisch aus Dresden zur verdienstlichen Aufgabe gemacht hat, die Vorführungen von Hellsehern mit genau dem gleichen Erfolge öffentlich zunächst nachzuahmen und nachher dem Publikum die nötigen Aufklärungen dazu zu geben. Leider aber besteht das Wort „mundus vult decipi“ zu Recht, und solange es Menschen geben wird, wird es andere Menschen geben, die die menschliche Dummheit auszunutzen verstehen.

*Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, womit du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen, so Propheten:
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.*

Aus den „Urworten“ von Goethe.



Bavaria-Verlag, München-Gauting.

Eisgang.

Holzschnitt von Prof. W. Klemm.

Sollen bei mir sein!

Von Hans Frank®.

Ich weiß — wehrte, noch ehe jemand widersprach, die siebenundsiebzigjährige Doris ab, die man auf den Wunsch ihres Brustkinds, des fünfzigjährigen Doktors der Medizin Alwin Thedering, zu dessen über okkulte Phänomene disputierenden Gästen aus dem Hühnerstall in den braungetäfelten Speisesaal gerufen hatte — ich weiß: man hält uns Milchmütter für die Speicher des Aberglaubens. Ich mach ja auch mit keiner Arbeit am Montag den Anfang, stell auch in der ersten Mainacht den Besen rechterhand neben die verschlossene Haustür, klopfe auch, wenn einer den Tag zu sehr lobt, dreimal unter den Tisch. Aber dies hab ich so gewiß erlebt, wie ich dem Pastor Dorothea helfe, obwohl alle andern mich Doris rufen. Und wenn man mich vor Gericht schleppt, wo man ja wohl drei Finger zum Himmel heben muß, weil sie einem sonst nicht glauben, daß man die Wahrheit spricht, so werd ich alle zehn Finger hochhalten und sagen: „Es war, wie ich's erzähl!“ — Nicht ungeduldig werden, Herr Alwin. Ich fang ja schon an — — —

Also: Es geschah in jenem Jahr, als Deutschland drei Kaiser hatte. Achtzehnhundertachtundachtzig. Unfre Frau war bereits sechs Monat aus dem Haus. Krank! Brustkrank, sagten wir gewöhnlichen Leut. Der Herr und die Nachbarn, welche Sonntags mit der Kutsche zum Nachfragen kamen, sagten anders. Der Doktor sagte noch anders. Wir meinten aber alle das gleiche.

* Aus der Neuerscheinung „Das Zeitenprisma“, dreimal dreizehn Geschichten von Hans Frank. Verlag Georg Müller, München 1932. 353 Seiten.

Im Januar hatte man Unfre Frau weggefahren. An einen See. Hinter jene Berge, die so hoch sein sollen, daß sie den Nordwind zurückhalten. Sie wollte nicht von Haus fort.

„Sterben“, sagte Unfre Frau, „sterben muß ich hier — sterben muß ich da. Ich weiß nicht, ob man dem Menschen das Sterben leicht machen kann. Daß man's ihm schwer machen kann, weiß ich jetzt. Laßt mich doch zu Haus!“

Aber der Herr — dreiunddreißig war er damals, dreißig Unfre Frau — der Herr und auch der Doktor sagten: „Von Sterben kann keine Rede sein. Nur von Gesundwerden. Hier allerdings dauert Jahre, was wir dort in Monaten schaffen!“

Unfre Frau hat ihnen nicht geglaubt. Das sah ich wohl. Der Herr sah es auch. Und der Doktor sah es. Sie drängten trotzdem: „Fort!“

Schließlich sagte Unfre Frau: „Ja!“ Aber eh sie ja sagte, ließ sie sich vom Herrn versprechen: „Wenn die letzte Stunde kommt, sollen meine Kinder bei mir sein!“ Sie verlangte kein Gelöbniß aufs Wo und Wie. Nur: „Die Kinder sollen bei mir sein!“ Ob man Unfre Frau rechtzeitig hierher zurück, ob man Sie, Alwin, und Sie, Renate, rechtzeitig an den See hinter den hohen Bergen brachte — gleichgültig. Nur: „Die Kinder sollen in der letzten Stunde bei mir sein!“

Darauf nahm Unfre Frau in diesem Saal, den man zur Kapelle gemacht hatte, weil die kalte Kirchenluft ihrer Kranken Brust wehtat, mit dem Herrn und aller Dienerschaft das Abendmahl: „Die Kinder sollen bei mir sein!“ Am andern Tag, am 23. Januar, ein viertel nach sieben Uhr in der Früh, fuhr man sie fort.

Es ging Unsrer Frau hinter den hohen Bergen besser, schrieb der Herr. Es ging ihr soviel besser, daß er sie Ende März, als die Frühjahrssaat bei uns anfang, allein lassen konnte.

Unsrer Frau schrieb dem Herrn liebe Briefe. „Besser!“ hieß es jeden Sonntagmorgen. So oft hieß es „Besser —“, daß ich mich wunderte, warum nicht ein Brief kam, in dem „Gut“ stand.

Als ich's dem Herrn endlich mal sagte, antwortete er: „Es ist eine schleichende Krankheit, Doris. Jahre braucht's, bis sie den Weg in einen Menschen hinein findet. Wie sollt's also keine Jahre brauchen, bis man sie wieder aus dem Menschen herausgedrängt hat.“

Monat um Monat ging's im gleichen Sonntagschritt so weiter: „Besser — — Besser — —“

Am ersten Sonntag im Juli blieb der Brief Unsrer Frau aus. Auch am Montag. Auch am Dienstag.

Mittwochs ein Brief vom Doktor: „Rückfall!“

Der Herr jagte zur Bahn.

„Die Kinder mitnehmen?“ fragte ich, als wir die Koffer packten.

Einen Augenblick glaubte ich: der Herr wird Ja sagen!

Dann schüttelte er den Kopf: „Mitnehmen? Nein! Wahrscheinlich nachkommen lassen. Erst mit dem Arzt sprechen. Ich geb genaue Nachricht.“

Im ersten Brief hieß es: „Die Kinder brauchen die Anstrengung der langen Reise nicht auf sich zu nehmen. Ein Rückfall — ja. Schlimmer als bisher — ja. Aber nicht schlimm.“ Bald meinte ein Brief: „Die Kinder müssen wahrscheinlich doch kommen. Es geht bergab!“ Der nächste Brief: „Reise der Kinder unvermeidbar. Wann abfahren, werde ich schreiben.“ Schließlich ein Brief: „Alles vorbereiten zur Abreise Alwins und Renates!! Aber nicht fahren, eh ich telegraphiere, mit welchem Zug!“

Da — es war am 28. Juli — da wollte ich ohne Telegramm mit ihnen losfahren. Warum hab ich dem Stück Papier gehorcht? Warum nicht meinem Herzen? Das befahl mir: „Reisen!“ Weil es hörte, was Unsrer Frau schrieb: „Die Kinder sollen in der letzten Stunde bei mir sein!“ Warum bin ich mit den Kindern zu Haus geblieben?

Am 29. keine Nachricht. Wir gingen des Abends früh zu Bett. Die Koffer waren gepackt. Die Kleider lagen bereit. Der Wagen stand vor der Tür. Die Füchse mußten mit dem Sielengeschirr schlafen.

In dieser Nacht — der Herr hat mir's mehr als ein Duzendmal erzählt — richtet sich einige Minuten vor zwei Uhr Unsrer Frau im Bett hoch und verlangt: „Meinen Schimmel!“

„Wofür?“ fragt der Herr.

„Zum Reiten!“

„Wohin?“

„Zu meinen Kindern!“

„Warum?“

„Weil Ihr Euer Wort nicht gehalten habt!“

„Welches Wort?“

„Daß meine Kinder in der letzten Stunde bei mir sein sollen!“

Der Herr versichert ihr: „Von Sterben kann keine Rede sein. Es geht freilich etwas schlechter. Aber sterben? Kein Gedanke!“

Unsrer Frau befiehlt: „Meinen Schimmel!“, weint: „Meinen Schimmel!“, schreit: „Meinen Schimmel!“

„Du hast in sechs Jahren nicht mehr geritten —“, sagt der Herr. „Wirst vom Pferd fallen — —“

„So soll man mich drauf festbinden!“ sagt Unsrer Frau.

„Es ist bis nach Haus zu weit fürs Reiten.“

„Einen Wagen!“

„Du kannst nicht solange sitzen.“

„Legt mich auf den Wagenboden!“

„Ich darf dich nicht aus dem Zimmer lassen.“

„Meine Kinder sollen in der letzten Stunde bei mir sein!“ schreit Unsrer Frau und fällt — grad schlägt die Uhr zwei — ins Bett zurück. Die Augen offen. Aber ohne Licht. Die Lippen aneinandergeschweift. Kein Atem geht zur Nase rein und raus. „Tot!“ denkt der Herr. Und wartet — gelähmt an Hand und Fuß — auf den Augenblick, der ihn selbst, wie das „Puh!“ eine Stallaterne, auslöscht. Eine Stunde lang liegt Unsrer Frau ohne Leben auf dem Lager. Eine Stunde lang sitzt der Herr, der nicht weiß: Lebt er oder ist er auch schon verstorben? an ihrem Bett. Als die Uhr „Drei!“ ruft, schließt Unsrer Frau die Augen. Öffnet den Mund. Sagt: „Nun kann ich sterben! Ich war bei unsern Kindern!“

Der Herr ist aufgesprungen und zunächst zur Telegraphie gelaufen. Erst dann zum Doktor. Der hat unterwegs immerfort gesagt: „Ausgeschlossen! Sie stirbt nicht! Es muß noch Wochen, muß noch Monate dauern.“

Aber nach einer halben Stunde ist ihm Unsrer Frau unter den Händen verschieden.

Da hat der Herr dem ersten Telegramm ein zweites nachgejagt. Sind beide zu gleicher Zeit, am 30. Juli, bei uns eingetroffen. Das, welches schrieb: „Sofort kommen mit den Kindern!“ und das, welches weinte: „Kommen der Kinder nicht mehr nötig. Mutter heute früh sanft entschlafen.“

In dieser Nacht vom 29. zum 30. Juli des Jahres achtzehnhundertachtundachtzig ist wirklich und wahrhaftig geschehen, was mir keiner glauben will: Zwischen zwei und drei Uhr erwach ich. Schritte im Kinderzimmer! Ich stehe auf. Nach Licht. Schleich mich zur Schwelle. Kein Zweifel: Schritte! Ich zieh die Tür zurück.

Da steht Unsrer Frau an deinem Bett, Alwin. Du — fünf Jahre warst du damals — hast dich 'aufgerichtet. Sie streichelt dir die Stirn — das Haar — — damit du ruhig wirst und dich wieder schlafen legst. Du willst nicht.

„Mutter!“ sagst du. Möchtest die Armechen um sie schlinsgen.

Sie schüttelt den Kopf.

Du: „Mutter!“ Immerfort: „Mutter!“

Sie legt den Finger auf ihren Mund. Zeigt nach dem Bett Renates. Die — drei Jahre war sie erst — schläft noch.

„Nicht aufwecken!“ sagt die Mutter. Geht zu Renate. Sieht nach, ob ihre Augen noch geschlossen sind.

Ich kann nicht mehr an mich halten. Will schweigen. Und schrei doch: „Frau!“

Die Angerufene breitet die Hände schützend vor sich aus. Und — — und — — ist verschwunden — — —

Ich lauf zu deinem Bett.

„Hast du sie gesehn, Unsrer Mutter?“ fragst du.

„Ja“, juble ich, „Ja“, weine ich.

„Warum müssen wir beide weinen?“ willst du wissen.

Ich schließ dir mit einem Kuß den Mund. Daß du mich nicht mehr fragen kannst. Daß ich dir nicht mehr antworten muß — — —

Ich weiß: Man hält uns Milchmütter für die Speicher des Aberglaubens. Dies jedoch habe ich so gewiß erlebt, daß ich, wenn Der-da-oben mich fragt: „Doris, hast du sie wirklich gesehn in jener Nacht? Oder hast du's nur geträumt?“, antworten muß: „Lieber Gott, dir kann ich ja doch nichts verschweigen. Zugegeben: Ich hab manches Mal geschlafen, wenn ich wachen sollte. Wofür ich auch manches Mal gewacht hab, wenn alle schliefen! Aber in jener Nacht war ich wach wie am hellsten Morgen.“ Warum will kein Mensch mir's glauben?!

„Ich glaube dir“, sagte Alwin Thedering — fünfzig-jährig, Doktor der Medizin — der, ohne daß sie es gewahrte, neben die Alte getreten ist, nimmt ihre Hand, nimmt ihren Arm, legt ihn in den seinen und geleitet die Zitternde aus dem braun gefästelten Speisesaal in ihre gekälte Kammer.



Im Sturm.

Holzschnitt von Pfähler von Othegraben.

Frauenberufsarbeit und Familienverantwortung.

Von Berta Hindenberg-Delbrück.

Der nachfolgende Aufsatz enthält die Hauptgedanken eines Vortrages, den die Verfasserin auf der Arbeitstagung 1931 des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine in Mannheim gehalten hat. Wir freuen uns, als einzige deutsche Zeitschrift die auf umfassender Sachkenntnis fußenden, allseitiger Beachtung sicheren Ausführungen veröffentlichen zu können. Ein gleichzeitig erscheinender Sonderdruck ist durch die Geschäftsstelle des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine, zu beziehen.

Wenn es heute oft so dargestellt wird, als hätte allein die wirtschaftliche Not die Frauen in die Fabriken und später in die anderen Berufe gezwungen — die unverheiratete Frau die ungenügende Beschäftigung im kleiner gewordenen Haushalt, die verheiratete Frau die Notwendigkeit, für ihre Familie zu verdienen —, so darf nicht vergessen werden, was man im Handbuch der Frauenbewegung nachlesen kann, daß die Frauen sich nicht nur zu außerhäuslichen Arbeiten gezwungen sahen, sondern diese Arbeit durch die ihnen damals zuerst erstehenden Führerinnen auch forderten, daß sie in die Berufe nicht nur hineingerissen wurden, sondern sie sich in zähem, jahrzehntelangem Ringen erobert haben. Die Lehre von dem gleichen Anspruch der Geschlechter auf wirtschaftliche Selbständigkeit, ja, der Verpflichtung zu ihr, das Streben nach Erweiterung des Gesichtskreises und der Bildung, die Lehre, daß Hausfrauentum und Mutterschaft allein nicht ein volles Staatsbürgertum der Frau ausmachen, der Glaube an die besonders persönlichkeitsbildenden Werte der außerhäuslichen Berufsarbeit — das alles hat neben den wirtschaftlichen Einflüssen bewußt im Sinne eines immer stärkeren Eindringens der Frauen ins nichthäusliche Berufsleben gewirkt und wirkt im gleichen Sinne auch heute noch. Grund-

sätzlich ist dabei nicht geschieden worden zwischen der unverheirateten und der verheirateten Frau, wenn auch naturgemäß zunächst und überwiegend unverheiratete Frauen die Träger dieser Gedanken waren, und praktisch und theoretisch die Hausfrau und Mutter bis zum Kriege wenig berührt wurde von dieser Entwicklung oder sich bewußt abschloß gegen sie. Eine Ausnahme machten die Frauen des Proletariats, bei denen die zur Erwerbsarbeit zwingende Not im gleichen Sinne wirkte wie die sozialistischen Lehren von der Befreiung der Frau.

Aus völlig anderen Quellen strömte dann die Kraft, mit der im Kriege nichthäusliche Berufsarbeit jeder Art von Hausfrauen übernommen wurde, teils in Vertretung des abwesenden Mannes, teils als Zwang der allgemeinen Dienstpflicht, ganz stark aber auch aus vaterländischem Pflichtgefühl. Wer dachte damals an die eigene Persönlichkeit und ihre Entfaltung! Dem Ganzen galt der Dienst, und da wurde über das Maß der alltäglichen Kraft hinaus in der Ausnahmezeit geleistet, was gerade notwendig war.

Gerade damals aber wurde schon brennend klar, daß man die Hausfrau nicht ungestraft aus der Familie nehmen kann. Lawinenartig mußten mit der außerhäuslichen Arbeit der

Hausfrau zugleich die Fürsorgeeinrichtungen anschwellen, die statt ihrer Haus und Kinder zu betreuen sich bemühten. Gleichzeitig zeigten die Erfahrungen der Kriegswirtschaft der Hausfrau selbst wie dem Staat mit einer bisher so unmittelbar nicht erlebten Deutlichkeit die entscheidende Bedeutung der Hausfrauenleistung für die Volkswirtschaft, deren Durchhalten damals buchstäblich von jedem Gramm abhing, das in den Haushalten mehr oder weniger verbraucht wurde.

Diese damals gewonnenen Klarheiten und das Gefühl der damit verbundenen Verpflichtung sind uns Hausfrauen nicht wieder verlorengegangen. Aber die Gestaltung von Staat und Gesellschaft durch den Umsturz ist durch andere Ideen beherrscht worden. Statt mit aller Kraft in einer verarmten Wirtschaft mit zuviel Arbeitskräften das häusliche Berufsreich der Hausfrau zu schützen, auszubauen und auf dies Gebiet unerschöpfter Arbeitsmöglichkeiten den Strom der Frauenkräfte zurückzuleiten, hat die vorhin gekennzeichnete, von der Revolution stark emporgetragene Ideenwelt des Individualismus, Liberalismus, Sozialismus im Verein mit der Not zu einer starken Steigerung der Berufstätigkeit der verheirateten Frau geführt.

Gut zwei Drittel der so tätigen Frauen sind freilich mit-helfende Familienangehörige. Hier stoßen wir gleich auf einen wichtigen grundsätzlichen Unterschied im Verhältnis von Frauenerwerbsarbeit und Familie. Diese mithelfenden Frauen, auf dem Lande, im Handwerk, im kleinen Einzelhandel, sie arbeiten ja nicht nur für ihre Familie, sondern zum großen Teil in und mit ihr. Die Arbeit ist hier sozusagen ein Teil ihrer Familienaufgabe. Auch während der Erwerbsarbeit bleibt die Frau im Gedanken- und Interessenzirkel der Familienmitglieder und in persönlicher Berührung mit ihnen. Sie steht nicht — und das ist der entscheidende Punkt — in einem familienfremden, nach ganz anderen Gesetzen bestimmten Sachzusammenhang wie etwa eine verheiratete Beamtin oder Fabrikarbeiterin, die in ihrem außerhäuslichen Beruf nichts mit ihrer Familie gemeinsam erleben kann. Die Arbeit der mithelfenden Frau selbst ist dem häuslichen Schaffen verwandt; sie behält, weil sie einem überschaubaren kleinen Organismus geliebter Menschen dient und nicht Rädchen ist in einem unüberschaubaren Betriebe, das Persönliche und Beseelte, das die Frau so stark braucht. Solche Arbeit wird auch weder von den Angehörigen der Frau noch von ihr selbst als familienfremd und -feindlich empfunden, im Gegenteil eben als eine Hilfe für die Familie, die dadurch fester zusammengeschlossen wird. Auch wird der Rhythmus solcher Arbeit sich den Familiennotwendigkeiten bis zu einem gewissen Grade anpassen können, ganz anders jedenfalls als der fest geregelte Dienst einer Angestellten oder Arbeiterin im fremden Betrieb. Wo Wohnung und Arbeitsort zusammenliegen, sind auch die Haushaltsführung und die Versorgung der Kinder durch die Hausfrau selbst erleichtert. Besondere hauswirtschaftliche Tüchtigkeit ist zu einer ge-deihlichen Lösung dieser Aufgabe freilich unbedingt nötig. Schwierig gestalten sich Haushaltsführung und Kinder-versorgung in all den Fällen, wo Arbeitsort und Wohnung der mithelfenden Frau getrennt liegen. Dann geht es nicht ohne die zu Hause helfende Verwandte oder eine tüchtige häusliche Hilfskraft, die die Hausfrau anzuleiten verstehen muß, von der sie aber immer abhängig bleibt. Wo beides fehlt, ist Gefahr, daß die durch die Erwerbsarbeit der Frau geschaffenen Werte aufgewogen werden durch die im Haushalt entstehenden Verluste. Die Gefahr, daß die Familie klein gehalten wird, um die Konflikte nicht zu verschärfen, ist auch hier durch die Erwerbsarbeit der Mutter vergrößert. So kann man hier von einer Vereinbarkeit von Berufsarbeit und Familienverantwortung nur bedingt sprechen, und zwar dann, wenn Sitte und persönliche Einstellung aller Familien-

mitglieder die Vorherrschaft der Familienbelange vor den Ansprüchen der Erwerbsarbeit sichern.

Ähnlich liegen die Dinge bei der Heimarbeit der Hausfrauen. Wenn sie sich jahrzehntelangen Abschaffungsversuchen zum Trotz zäh erhalten hat, so ist das ein Zeichen für die Kraft des Familiengedankens. Frauen, die die Not zum Erwerben zwingt, arbeiten lieber unter ungünstigen Bedingungen in ihrem Heim als unter günstigeren in der Fabrik, weil sie so Haus und Familie besser versorgen können. Die ganze Bedeutung der bloßen Anwesenheit der Mutter, der Wirkung ihrer Person allein wird hier deutlich. „Daß ver-hältnismäßig wenig Heimarbeiterkinder verwahrlosen, zeigen die Mitteilungen verschiedener Zentralen für Jugendfürsorge. So berichten die Zentrale und der Jugendgerichtshof in Dresden, daß ihnen kein Fall einer Verwahrlosung eines Heimarbeiterkinds bekannt sei. Das bestätigte mir auch die Frankfurter Zentrale für private Fürsorge. Nur ganz ausnahmsweise Fälle waren ihr in langjähriger Praxis bekanntgeworden. Der Leiter dieser Zentrale sah die größte Gefahr in der außerhäuslichen Arbeit der Mutter.“ (Dr. Raete Gaebel: „Die Heimarbeit.“)

Freilich sind solche Ergebnisse nur möglich durch übergroße Arbeitsleistung der Heimarbeitermütter, geheißte Arbeit, durchgearbeitete Nächte, persönliche Entbehrungen. Vom Standpunkt der Familie aus ist aber da, wo Erwerbsarbeit der Mutter unabweisbar notwendig ist, die Heimarbeit der außerhäuslichen Arbeit vorzuziehen. Das gilt von jeder Form der Heimarbeit, nicht nur von der eben besprochenen Heimarbeit im engeren Sinne. Ob die Mutter Tischgäste oder Pensionäre nimmt, ob sie Unterricht im Hause erteilt, schriftstellerisch tätig ist — immer wird sie dort, wo die Arbeit im Hause geleistet werden kann, ihren Familienaufgaben besser gerecht werden können. Die Schwierigkeiten dabei wachsen freilich nicht nur mit der täglichen Zeitdauer der Erwerbsarbeit, sondern auch mit den geistigen Ansprüchen, die der Beruf stellt. Die Frau, die Hemden näht oder Zigarren rollt, kann bei ihrer Erwerbsarbeit noch mit den Gedanken bei der Familie sein; sie kann ihre Kinder hüten, nach dem Essen sehen usw. Wo der Beruf den vollen geistigen Krafteinsatz der Mutter verlangt und sie innerlich in einen anderen Sachzusammenhang als den der Familie hineinstellt, da wird die Vereinigung von Berufsarbeit und Familienverantwortung auch bei der Heimarbeit zu einer Aufgabe, der, wie eine bekannte Musikpädagogin kürzlich auf eine Presseanfrage hin schrieb, „nur hochbegabte, charakterlich feste, über unbegrenzte Nerven- und Körperspannkraft verfügende Frauen gerecht werden können“. Dem Durchschnitt der Frauen diese Aufgabe stellen oder sie gar als Ideal zeigen, hieße der Familie ebenso schaden wie den Berufsleistungen.

Beide bis jetzt betrachtete Formen miterwerbender Hausfrauenarbeit, die mithelfende Hausfrau und die Heimarbeiterin, sind nicht neu. Es hat sie in verschiedenen Ausprägungen zu allen Zeiten gegeben. Die eigentliche Schöpfung des Maschinenzeitalters ist die in jedem Sinne außerhäuslich arbeitende Frau. Da steigt zunächst — so hat es sich auch historisch entwickelt — das Bild der Fabrikarbeiterin auf, später gefolgt von der Angestellten und noch später von der Schar der gehobenen weiblichen Berufe. Die verheiratete Fabrikarbeiterin wird besser bezahlt als die Heimarbeiterin, aber sie ist regelmäßig viele Stunden täglich vom Hause fern. Ihre Arbeit hat keinerlei Beziehung zur Familie, keine zur Seele, meist keinen für die einzelne Arbeiterin erfassbaren Sinn; sie geschieht in einem fremden, häufig wechselnden Menschengreis, greift durch ihre Einförmigkeit an und läßt Herz und Gemüt leer. Wie soll eine Frau, deren Leben erfüllt und geprägt wird durch solche Arbeit, die Fähigkeiten, die Spannkraft und die Triebkraft entwickeln und behalten, die nötig sind, um einen Haushalt zu einem Heim zu gestalten?

Putte mit Lebensfackel.
Von
Gabriel von Gruppello
1644—1730.



Phot.: Archiv bild. Kunst.

Der Haushalt kann von solcher Frau besterfalls abgemacht, „erledigt“ werden; es ist schon eine Leistung, wenn er nicht verfällt. All das, was uns Hausfrauenarbeit heißt und dessen Bedeutung und Wert für Einzelhaushalt und Volk doch allgemein wieder anerkannt wird: die richtige Ernährung (bei knappem Geldbeutel besondere Sorgsamkeit erfordernd), die erhaltende Pflege des Hausgeräts und der Wohnung, die sparsame Herstellung und Pflege der Kleidung, der richtige Einkauf, überhaupt bedachtes Wirtschaften im Rahmen der gegebenen Mittel — das alles, früher von Hausmüttern in allen Ständen unseres Volkes gut geleistet, kann unmöglich geschafft werden neben regelmäßiger vielstündiger außerhäuslicher Berufsarbeit. Die Heimgestaltung muß also bei der Fabrikarbeiterin leiden. Und die Hauptsache — die Kinder?

Es braucht in unserem Mütterkreis keiner Worte darüber, daß stundenlange tägliche Abwesenheit einer Mutter ohne häusliche Vertretung für die Kinder vom Säugling bis zum Jugendlichen verderblich sein muß. Aber wir haben ja die soziale Fürsorge, werden Sie sagen, und wo sie nicht reicht, muß sie eben ausgebaut werden. Nach diesem Gedanken ist in den letzten Jahrzehnten mit viel Liebe, Idealismus und — Geldaufwand verfahren worden. Auch hier aber dümmert jetzt mit dem wirtschaftlichen Bankrott die Er-

kennntnis, daß wir auf falschem Wege waren bzw. noch sind. In einem Buch von Agnes von Zahn-Harnack wird die Frage bejaht, ob die Berufsarbeit der Fabrikarbeiterin wirtschaftlich mehr einbringt, als die durch die Abwesenheit verursachten Verluste ausmachen. Diese Bejahung wird aber nicht bewiesen. Sie kann auch höchstens stimmen für die nackten Augenblickszahlen, d. h. es geht bei außerhäuslichem Zuverdiene mehr Bargeld durch die Hand der Frau, als sie auf der anderen Seite mehr verausgabt, so daß rechnerisch vielleicht ein Mehr verbleibt. Nicht berechnet dabei sind aber die verlorenen und später bestimmt einmal als Forderungen auftretenden Werte, von denen vorhin gesprochen wurde. Kein Kauf von mehr Nahrungsmitteln, mehr Kleidern usw. kann deren mangelnde dauernde Pflege ersetzen, wie überhaupt die teurere Lebenshaltung keineswegs die bessere sein muß. Auf die fruchtbare Verwendung von Geld und Stoff kommt es doch an.

Und wo die Fürsorge eingreifen muß — es wäre interessant, festzustellen, in wieviel vom Hundert der Familien das geschieht, wo die Frau Fabrikarbeiterin ist —, da trägt eben die Öffentlichkeit die Kosten für die außerhäusliche Berufstätigkeit der Hausmutter. Nach einer in der Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit gemachten Arbeit von Margret Barth, „Familien- oder Anstaltspflege bei

„Ich esse
feine Suppe!“



Zeichnung
von
Luise Gruber.

Gäuglingen und Kleinkindern bis zu drei Jahren vom Standpunkt der Rentabilität“ (1927/28), betragen die Kosten für ein Krippenkind je nach Art der Krippe 1,88 bis 2,69 RM., unter Berücksichtigung zeitweisen unvermeidlichen Leerlaufs. Die häuslichen Ausgaben für ein solches Kind, Miete, Feuerung usw., betragen außerdem noch 0,98 RM. Ein Kind kostet also Mutter und Krippe zusammen täglich 2,86 bis 3,67 RM. Nimmt man den Verdienst einer ungelernten Arbeiterin mit 0,50 RM. pro Stunde an, täglich also 4 RM., wovon noch die sozialen Lasten abgehen, so übersteigt schon bei einem Krippenkind der Arbeitsverdienst der Mutter kaum die Summe, die sie und die Allgemeinheit zusammen für die Versorgung des Kindes während ihrer Abwesenheit aufwenden müssen. Hat eine Frau zwei Kinder in der Krippe, so übersteigen die Kosten ihren Verdienst erheblich. Die Verfasserin schließt daran die naheliegende Betrachtung, daß es doch auch rein wirtschaftlich gesehen richtiger wäre, das für die Krippen aufgewandte Geld den Müttern zu geben, damit sie ihre Kinder im Hause erziehen. Wie wertvoll für die Aufzucht der Kinder und für den Volkshaushalt die Leistungen einer tüchtigen Hausfrau sind, zeigt eine andere Berechnung der Verfasserin:

3 Kinder aufgezogen im privaten Säuglings- oder Pflegeheim, täglich	10,50 RM.
3 Kinder aufgezogen im Hause, täglich	3,12 RM.
Eine Ersparnis von täglich	7,38 RM.

„Der Wert einer tüchtigen Arbeiterfrau bei größerer Kinderschar ist demnach nicht ersetzbar, ohne große Unkosten zu verursachen. Vielleicht sollte man sie zu dieser Einsicht bewußt noch stärker bringen, sie aber auch für ihre Aufgaben noch viel besser erziehen durch sorgfältige Schulung in

Haushaltsführung und Kinderpflege, und nicht nur in kurzen Kursen oder neben anderer Berufsausbildung, sondern in gründlicher Ausbildung . . . Die Kosten werden sich später verzinsen, und ihr täte man außerdem einen Gefallen.“

Soweit die rein wirtschaftliche Betrachtung. Noch tiefer werden die Schatten des Bildes, wenn man auf die sonstigen Wirkungen der Vertretung der Mutter durch Anstalten sieht. Wie die Muttermilch durch nichts zu ersetzen ist, auch nicht durch die reinsten besthergestellten Nahrungsmittel, wie die Milch sogar einer kranken Mutter für das Kind noch besser ist als irgendein Ersatz, so mehren sich von den verschiedensten Seiten her die Stimmen der Erfahrung, daß alles in allem auch bei der unzulänglichen Mutter die Kinder besser aufgehoben sind als in Anstalten. Im „Kindergarten“, Jahrgang 1931, Februar/März-Heft, begründet Professor Dr. med. Dufen, Jena, ausführlich diese Ansicht („Die Ansprache an die sozialpädagogischen Hilfskräfte im Kinderkrankenhaus“): „Das Kind scheint mir besser geborgen an einem schlichten Frauenherzen als unter einer psychologisch-pädagogischen ‚Einstellung‘.“ Und in dem in der gleichen Zeitschrift (1930 August/September) erschienenen Bericht über die 20. Haupttagung der Berufsorganisation der Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen, die der Familie galt, klingt aus allen Berichten der in praktischer Arbeit stehenden Frauen die ernste Erkenntnis: Wir können die Familie und insbesondere die Mutter in ihren erzieherischen Kräften nicht ersetzen. Auch die Sozialistin Dr. Susanne Hirschberg betont das, freilich überzeugt vom schon vollzogenen Verfall dieser besten Erziehungsgemeinschaft, der deshalb die Klassenerziehung folgen müsse. Wohin diese letztlich führt, wo der durchgeführte Ersatz der zu außerhäuslicher Arbeit und persönlicher Lebensgestaltung freien

„Ich gehe nicht
in die Badewanne!“



Zeichnung
von
Luise Gruber.

Mütter durch Anstalten endet, das zeigen die wandernden und wildernden Kinderhorden Rußlands. Denken Sie nicht, daß uns doch Welten von solchen Zuständen trennen. Etwas von diesem russischen Grauen klingt an in einer Statistik der Zentrale für private Fürsorge, nach der von 180 untersuchten Fällen krimineller Jugendlicher 90 % aus Familien kamen, deren Mutter tot, krank oder erwerbstätig war. Nimmt man zu diesen Zeugnissen die Tatsache, die auch Agnes von Zahn und Margarete Barth betonen, daß die Mehrzahl der Mütter die Fabrikarbeit als Muß ansieht, so kann man doch hier individuell der einzelnen Frau gegenüber wie vom volkspolitischen Standpunkt aus nur zu dem einen Schluß kommen, daß diese Form außerhäuslicher Erwerbsarbeit der verheirateten Frau ein Übel ist, ein Noßstand, der auch da, wo er im Augenblick und Einzelfall unvermeidbar ist oder scheint, grundsätzlich abgelehnt und an der Wurzel bekämpft werden muß, aber nicht erleichtert und dadurch mittelbar gefördert werden darf durch Einführung kürzerer Arbeitsschichten, Entlastung der Mutter im Hause, Versorgung der Kinder in Anstalten. An diesem Punkt geht der Kampf gegen die Doppelverdiener mit volksbiologischen Notwendigkeiten zusammen. Aber auch wo kein Doppelverdienst besteht, sondern die heute leider in unzähligen Haushalten anzutreffende Lage, daß die Frau mit außerhäuslicher Erwerbstätigkeit den Unterhalt der Familie bestreitet, während der arbeitslose Mann Haus und Kinder versieht, herrscht ein völlig ungesundes Verhältnis. Dies alles kann nur und muß durch grundsätzlichen Umbau der heutigen Arbeitsordnungen beseitigt werden. Wieweit Eingriffe des Staates zu geschehen haben, wieweit eine freiwillige Umstellung der Arbeitgeber helfen kann — einige große englische Firmen stellen z. B. verheiratete Frauen grundsätzlich nicht mehr ein —, ist Frage

der Taktik. Voraussetzung solcher Maßnahmen wäre heute freilich die gleichzeitige Umstellung unseres unwirtschaftlichen, zur Schwächung des Verantwortungsgefühls und der Volkskraft führenden Fürsorgesystems im Sinne einer geldlichen Hilfe für die im Hause schaffende Mutter, da, wo solche Hilfe unbedingt erforderlich ist, sei es in Form von Kinderbeihilfen, Elternschaftsversicherung oder dergleichen. Weitere unerläßliche Voraussetzung für solche Umstellung unserer Arbeitsordnung und bedeutsam weit darüber hinaus wäre die obligatorische Erziehung und Ausbildung aller Mädchen ohne Unterschied des Standes und Berufes zur praktischen Fähigkeit und Bereitschaft, mit bescheidensten Mitteln aus eigener Kraft Haus und Heim zu gestalten. Das kann aber nicht nur durch Gesetz und Schulen erreicht werden, sondern fordert vor allem zugleich, daß die Erziehung und Ausbildung künftiger Hausfrauen, sei es der eigenen Töchter, sei es der Hausgehilfinnen, von jeder Hausfrau wieder als selbstverständliche Pflicht empfunden und geübt wird. Auch diese Berufspflicht ist mit außerhäuslicher Berufstätigkeit der Hausfrau nicht vereinbar.

Wenn aus den Berichten über die Fabrikarbeit der verheirateten Frau immer wieder hervorgeht, daß nur wenige unter ihnen diese Arbeit wollen, sie vielmehr überwiegend als ein hartes Muß empfinden, so liegt darin schon, daß ihnen diese Arbeit kein Beruf im eigentlichen Sinne bedeutet, sondern nur Erwerb. Vielleicht sieht sich die Frage „Beruf und Familie“ ganz anders an, wenn wir nun von der Erwerbstätigkeit aufsteigen zu den gehobenen und gelernten Frauenberufen, Berufen im engeren Sinn, die von der Frau aus innerer Neigung ergriffen und aus Neigung, verbunden vielleicht mit wirtschaftlicher Nötigung, aber auch ohne sie, in der Ehe beibehalten oder nach einer Pause wieder auf-

genommen werden. Sind diese gehobenen und höheren Berufe grundsätzlich in ihrer Wirkung auf die Familie anders zu werten als die bisher betrachteten?

In diesen gehobenen Berufen wird — so könnte man schließen — der Verdienst vielfach so sein, daß die außerhäuslich berufstätige Frau sich in der Haushaltsführung und den technischen Handgriffen der Kinderpflege vertreten lassen und darüber hinaus noch eine Summe für die Familie erübrigen kann. Die Haushaltsführung kann außerdem von diesen geistig geschulten Frauen so durchdacht und beherrscht und durch technische Hilfsmittel so erleichtert werden, daß dadurch die zeitliche Beschränkung der Hausfrauentätigkeit wettgemacht wird. Geistig wird das Weniger an Zeit, das für die Familie infolge der Berufstätigkeit der Mutter frei ist, ersetzt durch die größere Intensität, mit der sie in diesen Stunden sich Mann und Kindern widmet. Sie wird, bereichert durch die Erfahrungen und durch die geistige Schulung, die das Berufsleben ihr schenkt, ihrer Familie mehr bedeuten können, und sie wird endlich durch die Verbindung beider Aufgaben, der häuslichen und der außerhäuslichen, außer der Familie unmittelbar auch der Öffentlichkeit und dem Staat dienen, nicht nur selbst erfüllter leben, sondern auch ein wertvolleres Glied des Volksganzen sein als die „Nur-Hausfrau“. Solche Leistungen sind nicht allen gegeben, aber wo sie geleistet werden, bedeuten sie Fortschritt und Wertsteigerung und insofern Vorbild. Die Problematik einer solchen Verbindung muß um dieser Werte willen durchgekämpft werden. Keinesfalls darf der Frau, die ihre mühsam erworbene Freiheit auch in dieser Beziehung nicht aufgeben soll, die Möglichkeit zu solchem Weg genommen; er soll ihr vielmehr, wenn sie ihn gehen will oder muß, durch Gesellschaft und Familie erleichtert werden.

Diese Beweisführung hat etwas Bestrickendes, und viele Frauen, gerade auch Hausfrauen, sehen gläubig bewundernd auf zu diesen Lehren und zu dem zahlenmäßig gewiß nicht großen, aber doch stark gewachsenen Kreis von Frauen, die diese Lehren verwirklichen. Die Tatsache, daß dies meist geistig hochstehende, im öffentlichen Leben sichtbar wirkende Frauen sind, und die Übereinstimmung solcher Lebensgestaltung mit herrschenden Zeitströmungen vergrößern den Einfluß dieser Ideen und machen eine Auseinandersetzung nötig.

Zunächst das Wirtschaftliche. Bescheiden muß sich die Kritik angesichts der zahlreichen Fälle, wo ein bitteres, unausweichliches Muß für außerhäusliche Berufsarbeit der Mutter vorliegt, z. B. bei Witwen, Geschiedenen und Frauen erwerbsloser Männer. Daß man den oft heldenhaften Leistungen berufstätiger Mütter in solchen Fällen allerhöchste Bewunderung zollt, darf doch nicht blind machen dafür, daß es sich auch hier um Notfälle handelt. Daß sie sich heute häufen, darf nicht dazu führen, sich mit ihnen als gegebenem Zustand abzufinden oder sie zu idealisieren. Dies gilt auch von einem Teil junger Ehen, die heute vielfach nur geschlossen werden können, wenn die junge Frau ihre Berufstätigkeit beibehält. Wo das geschieht mit der klaren Absicht, den außerhäuslichen Beruf bei Erreichung einer bestimmten wirtschaftlichen Sicherheit zugunsten der Familienaufgaben fahren zu lassen, wird man solche Ehen als Noterscheinung hinnehmen müssen. Nicht stark genug abzulehnen ist dagegen die andere, heute nicht seltene Eheform, wo der Wunsch nach verkehrter verstandener persönlicher Entfaltung mit entsprechend breiter wirtschaftlicher Grundlage zur Beibehaltung der Berufstätigkeit der Frau führt unter Ausschluß von Kindern oder Beschränkung der Kinderzahl. Hier zeigt sich schon der sehr schwankende Begriff der wirtschaftlichen Notwendigkeit eigenen Verdienens der Frau. Bei einem Einkommen, mit dem eine auf die Werte der Familie eingestellte, opferbereite, kundige und schaffensstüchtige Frau eine Familie versorgen kann, wird eine weniger tüchtige und opferbereite

meinen, zum außerhäuslichen Erwerb gezwungen zu sein. Auch der menschlich verständliche Wunsch der berufstätigen Frau, ihre wirtschaftliche Selbständigkeit und die gewohnte Lebenshaltung in der Ehe nicht einzubüßen, wirkt sich familienfeindlich da aus, wo aus diesem Grunde die außerhäusliche Berufstätigkeit beibehalten wird. Der wirtschaftliche Erfolg solcher Arbeit wird durch die Geburt schon eines Kindes oder gar mehrerer natürlich erheblich eingeschränkt.

Hier wird schon deutlich, daß die Bewältigung der hausfraulichen Aufgaben zugunsten außerhäuslicher Berufstätigkeit nicht nur eine Frage richtiger Einteilung ist. So streng rationalisieren, daß der Hausfrau viele fest bestimmte Stunden zur außerhäuslichen Berufsausübung freibleiben, läßt sich allenfalls ein Haushalt mit größeren Kindern. Wo es jüngere Kinder gibt, ist ein lebendiger Unsicherheitsfaktor da, der die schönste Rationalisierung immer wieder über den Haufen wirft.

Alle Rationalisierungsbestrebungen bringen ja auch, was man jetzt in der gesamten Wirtschaft erkennt, die große Gefahr der Verarmung und Verkümmern des Lebens mit sich. Schlimm genug, wenn diese Verkümmern für die Familie wirtschaftlicher Zwang ist, wie etwa der Verzicht auf Haus und Garten, die Kleinstwohnung, das Einküchenhaus, der gemeinsame Kindergarten in der Mietskasernen — schlimm genug das alles, wenn es gemußt wird. Wenn es gewollt wird, weil die Hausfrau Zeit für die außerhäusliche Berufstätigkeit zu gewinnen wünscht, bedeutet es Schuld.

Denn es ist ja durchaus nicht so, daß alles, wovon man uns Hausfrauen mit solcher Begeisterung zu „befreien“ suchte und sucht, wertloser Ballast war. Die viele Arbeit, die Haus und Garten bringen, die Pflege des Geräts, der Kleidung, der Nahrung, der Gesundheit, der Schönheit des Heims, der häuslichen Geselligkeit, das alles waren und sind noch heute zugleich Kulturleistungen. Ist es nicht so, daß wir die Bedeutung von dem allen für Familie und Volk gerade jetzt wieder erkennen und nun vor der Aufgabe stehen, diese Werte in gewandelten Formen zu erhalten, wieder zu erobern und eine neue Überlieferung dafür zu schaffen? Das kann nicht nebenbei abgemacht werden, sondern erfordert den Einsatz von Zeit, Kraft, Geist und Herz der Hausfrau, doppelt und dreifach, weil es wirtschaftlicher Not abgerungen werden muß. So aufgefaßt, kann Hausfrauentum nicht neben einem anderen Beruf gelebt werden, weil es selber Beruf ist. Beruf nicht im Sinne der Forderung von „Anerkennung“ und „Rechten“, sondern Beruf im Sinne von Lebensleistung, die ein bestimmtes Wissen und Können, die den bewußten Einsatz des ganzen Menschen verlangt.

Lassen Sie mich hier noch den Gedanken streifen von der angeblichen Geistlosigkeit hausmütterlicher Arbeit, mit der die innere Notwendigkeit weiterer beruflicher Betätigung für geistig hochstehende Frauen häufig begründet wird. Ode, staubige Strecken gibt es in jedem Beruf, auch im geistigsten. Es ist z. B. kaum geistvoller, vierzig Extemporalien zu korrigieren als etwa die Bugen oder Strümpfe für die Verfertiger besagter Arbeiten auszubessern oder ihnen das Futter zu bereiten. Man kann mit und ohne Geist flicken, kochen, reinigen, ebenso wie unterrichten, Bücher schreiben oder regieren. Der Geist liegt nicht allein in der Beschäftigung, sondern in der, die ihn hat oder nicht hat. Nur daß die Hauswirtschaft mit ihrer schönen Mannigfaltigkeit und Abwechslung, mit ihren vielen Beziehungen zu den verschiedensten Lebensgebieten, zur Wirtschaft, zur Wissenschaft usw., und vor allem mit ihrer bleibenden persönlichen Beziehung auf geliebte Menschen, insbesondere auf Kinder, Geist und Seele vielleicht eher lebendig und frisch erhalten kann als viele andere Frauenberufe, die notwendig einseitig und heute mehr denn je verfachlicht sind. Man muß diese Werte des Hausfrauenlebens nur heben können.

(Schluß folgt.)



Tischgebet.

Gemälde von E. Gimet.

Kleines Spiel.

Fast jeden Morgen kann ich dieses kleine Spiel beobachten. Ein junger Mensch verläßt eines der Nachbarhäuser; doch ehe er um die Gassenecke biegt, bleibt er noch einmal stehen, wendet sich um und winkt zu einem Fenster des eben verlassenen Hauses hinauf.

Und oben an jenem Fenster wartet dann eine alte Frau auf diesen Gruß — und ihr silberner Scheitel flimmert im Morgenlicht, und ihre schmale Hand winkt zurück wie eine winzige, wehende Fahne . . .

Erst danach biegt der junge Mensch gar vollends um die Ecke, erst dann wird das Fenster im Nachbarhaus wieder geschlossen.

Das aber ist jenes kleine Spiel, das ich fast jeden Morgen beobachten kann. Ein stummer, zärtlicher Dialog zwischen zwei Menschen, und noch viel, viel mehr ist das.

Ist es doch, als wollte der junge Mensch, ehe er zur Arbeit geht, ehe er in irgendeinem Büro sitzen muß, ehe er sich über lange, verzwickte Zahlenreihen niederbeugt — als wollte er zuvor noch einmal den silbernen Scheitel dort an jenem Fenster segnen, als wollte er nichts versäumen in seiner Liebe, in seiner Güte, in seiner Zärtlichkeit — nicht einmal diesen hingewehten Gruß —, ehe es vielleicht schon morgen zu spät dazu wäre.

Und vielleicht zittert diese wehe Angst auch zutiefst in jener alten Frau, da sie dann winkend ihre schmale Hand bewegt, als wollte sie noch einmal dem jungen Menschen dort an der Gassenecke über die Stirne streicheln — so in Gedanken nur — und doch so warm und lebendig, daß er es noch lange fühlen könnte, noch lange nach ihrem letzten Atemzug . . .

Ja, so ist das fast jeden Morgen scheinbar nur ein kleines Spiel zwischen Mutter und Sohn. In Wirklichkeit ist es aber doch viel, viel mehr. Es ist, als wollten die beiden winkenden Hände noch einmal zueinanderkommen und ihre letzten Heimlichkeiten und ihre letzte Gnade und ihren letzten Segen miteinander austauschen, ehe es vielleicht schon morgen zu spät dazu wäre . . .

Und in Wirklichkeit muß ich dann fast jeden Morgen denken, daß auch wir, die andern, Mann und Frau, Bruder und Schwester, Freund und Freund und Mensch und Mensch zuweilen so ein kleines Spiel, zuweilen so einen stummen, zärtlichen Dialog zwischen unseren Herzen, zuweilen so einen warmen, gütigen Hauch hinauf und hinunter und hinüber und herüber nicht ganz vergessen sollten — manchmal, ehe es vielleicht schon morgen zu spät dazu sein mag . . .

Max Bardroff.

Versicherungsversicherungen für Kinder und Jugendliche.

Von Dr. M. Röhe, Berlin.

Versicherungen, denen meines Erachtens zukünftig mehr Beachtung geschenkt werden müßte als bislang, sind die Kinderversicherung, die Versicherung mit festem Auszahlungstag und die Töchteraussteuerversicherung. Da sie alle drei die Versorgung der Kinder bzw. Jugendlichen zum Ziele haben, Versorgung für das Studium, für die Heirat, für den Eintritt in ein Geschäft, für den Fall des Ledigbleibens usw., bezeichne ich sie als Versorgungsversicherungen im engeren Sinne, denn letzten Endes ist natürlich jede Versicherung „Versorgung“. Die drei genannten Versicherungen unterscheiden sich nur in ihrer Organisation und Technik, während der Endzweck derselbe bleibt.

Zuerst die Kinderversicherung. Sie ist eine Versicherung von Knaben und Mädchen im Alter bis zu 15 bzw. 15½ Jahren. Ziel und Zweck dieser Versicherungsform ist die Bereitstellung eines kleinen Kapitals beim vorzeitigen Tode des versicherten Kindes bzw. beim Ablauf einer im voraus festgesetzten Versicherungsdauer, z. B. nach 10, 15, 20 Jahren. Im letzten Falle sollen Mittel bereitgestellt werden für das beginnende Studium, für die Beschaffung der Aussteuer, für die Übernahme oder Gründung eines Geschäfts, kurzum, das Kind soll unabhängig vom Schicksal des Versorgers sein.

Je früher der Versorger die Versicherung für das Kind abschließt, je günstiger ist es. Gewöhnlich wird das Alter 0 bis 15 Jahre für die Beitragsberechnung in zwei Gruppen geteilt, 0 bis 10 Jahre und 11 bis 15 Jahre. Die Prämien für die erste Gruppe sind etwas niedriger als die der zweiten. Entschlaggebend für die Grundzahlen der Prämie ist in der Hauptsache die Versicherungsdauer. Die Prämienzahlung hört auf mit dem Tode des versicherten Kindes, spätestens am vereinbarten Ablauftag der Versicherung. Die Prämien für die Kinderversicherung muß man als niedrig bezeichnen. Nach einem mir vorliegenden Tarifbeispiel einer bekannten Berliner Versicherungsunternehmung beträgt z. B. die Jahresprämie bei einem Eintrittsalter von zwei Jahren, einer Versicherungsdauer von zwanzig Jahren und einer Versicherungssumme von 10 000 RM. nur etwa 380 RM. Die Kinderversicherung hat einige Sonderheiten: Stirbt das Kind vor vollendetem siebenten Jahre, so werden die eingezahlten Beiträge nebst 4½ % Zinseszinsen zurückgezahlt. Heiratet das versicherte Kind innerhalb der drei letzten Versicherungsjahre oder beginnt es in dieser Zeit sein Studium, so zahlt die Versicherungsgesellschaft die volle Versicherungssumme abzüglich 3½ % Zinseszinsen und ausstehende Prämien, mindestens aber das „Deckungskapital“ oder die „Prämienreserve“, die für jede Lebensversicherung laut gesetzlicher Vorschriften zurückgelegt werden muß.

Die Prämie für die Kinderversicherung ermäßigt sich noch, wenn die Versicherung mit Gewinnbeteiligung abgeschlossen wird.

Typisch jedenfalls für die Kinderversicherung ist, daß die versicherte Summe auf alle Fälle einmal zur Auszahlung gelangt, entweder beim Tode des versicherten Kindes oder spätestens im Erlebensfalle am Endtermin der Versicherungsdauer, während jedoch die Prämienzahlung aufhört, wenn das versicherte Kind vor Ablauf der vereinbarten Versicherungsdauer stirbt.

Eine Abart dieser Kinderversicherung läßt die Prämienzahlung sogar auch aufhören, wenn der Versorger vor Ablauf der Versicherungsdauer stirbt.

Gegen eine geringe Zusatzprämie kann bei der Kinderversicherung die Auszahlung der doppelten Versicherungssumme vereinbart werden für den Fall, daß der Tod des Kindes durch einen Unfall herbeigeführt wird. Allerdings gilt dies nur für Kinder über sieben Jahre.

2. Die Versicherung mit festem Auszahlungstag. Sie will zu einer bestimmten Zeit dem Versorger Mittel bereitstellen zur Ausbildung seiner Söhne, zur Aussteuer seiner Töchter usw., ohne daß die Angehörigen bei seinem plötzlichen Ableben die Prämien weiterzahlen müssen.

Die Versicherungssumme wird nur fällig beim Ablauf der vereinbarten Versicherungsdauer, also bei Erreichung des festgesetzten Auszahlungstermins, nicht aber — wie in der Kinderversicherung — auch beim Tode des Kindes. Bei dieser Versicherungsart ist ja nicht der Sohn oder die Tochter der „Versicherte“, sondern der Versorger selbst. Die Prämie ist daher auch nicht abhängig vom Alter des Kindes, sondern vom Alter des Versorgers. Die Prämien sind zu zahlen bis zum Schluß des Versicherungsjahres, in welchem der versicherte Versorger stirbt, längstens bis zum Ablauf der Versicherungsdauer. Schließt z. B. nach einem mir vorliegenden Tarif

einer Berliner Versicherungsgesellschaft ein dreißigjähriger Vater zugunsten seines Kindes eine Versicherung ab nach Tarif X, bei der eine Versicherungssumme von 10 000 RM. nach 25 Jahren fällig werden soll, so hat er hierfür eine jährliche Prämie von rd. 340 RM. zu entrichten, von der bei Gewinnbeteiligung noch die Dividende in Abzug kommen kann.

Typisch also ist auch hier, daß die versicherte Versicherungssumme auf alle Fälle am vereinbarten Termin fällig wird, selbst dann, wenn infolge vorzeitigen Todes des versicherten Versorgers nur erst wenige Jahresprämien bezahlt wurden.

3. Die Töchterversicherungsversicherung (Aussteuerversicherung). Diese Form der Lebensversicherung hat verschiedene Erscheinungsformen, wenn auch die Abweichungen bei den einzelnen Versicherungsunternehmungen nur unwesentlicher Art sind. Sehr bekannt ist folgende Organisationsform der Aussteuerversicherung:

Das versicherte Kapital wird fällig am Hochzeitstage des versicherten Mädchens, spätestens, wenn es das 25. Lebensjahr vollendet. Es kann also vorkommen, daß ein Mädchen, welches mit 12 Jahren versichert wurde, mit 18 Jahren heiratet und dann schon, nachdem der Vater also nur sechs Jahresprämien bezahlt hatte, die gesamte Versicherungssumme, sagen wir 10 000 RM., ausbezahlt erhält. Beim Tode des Mädchens vor der Heirat bzw. vor Vollendung des 25. Lebensjahres findet eine Prämienrückgewähr statt.

Die Prämien, für deren Berechnung sowohl das Eintrittsalter des Mädchens als auch das des Versorgers zugrunde gelegt werden muß, sind zu zahlen bis zum Tode des Versorgers oder des versicherten Mädchens, längstens jedoch bis zum ausgemachten Fälligkeitstermin der Versicherung. Das Eintrittsalter des Mädchens wird gewöhnlich seitens der Versicherungsgesellschaft beschränkt auf das 1. bis 10. oder 1. bis 12. Lebensjahr.

Stirbt ein versichertes Mädchen ledig vor Erreichung des 25. Lebensjahres, so werden, auch wenn die Beitragszahlung durch vorzeitigen Tod des Versorgers aufgehört hatte, so viele Prämienjahresbeträge zurückgezahlt, als Versicherungsjahre verfloßen sind.

Wird das Mädchen, zu dessen Gunsten die Aussteuerversicherung abgeschlossen wurde, 25 Jahre alt, ohne geheiratet zu haben, so hat es die Wahl a) auf sofortige Auszahlung des versicherten Kapitals, b) oder auf eine (nach vorliegendem Tarif der Gesellschaft X) vom 40. Lebensjahr des versicherten Mädchens ab laufende lebenslängliche Leibrente in Höhe von 10 % des versicherten Kapitals.

Beginn und Höhe der Leibrente können auch anders vereinbart werden.

Die Aussteuerversicherung kann auch am Gewinn der Gesellschaft beteiligt werden, wodurch sich die Prämie verringert oder das Auszahlungskapital erhöht.

Ist von einem versicherten Mädchen die Leibrente als Leistung der Versicherungsgesellschaft gewählt worden und heiratet oder stirbt das Mädchen, bevor die Rente zur Auszahlung gelangt, so wird bei der Verheiratung bzw. beim Tode das durch die Police versicherte Kapital zusätzlich 4 % Zinseszinsen ausgezahlt.

Typisch ist, daß alle Leistungen in voller Höhe auch dann dem Mädchen gewährleistet sind, wenn der Vater vor dem Fälligkeitstermin der Versicherungsleistung stirbt und damit die Beitragszahlung für eine Reihe von Jahren fortfällt, die Versicherung in den letzten Jahren also „prämienfrei“ ist.

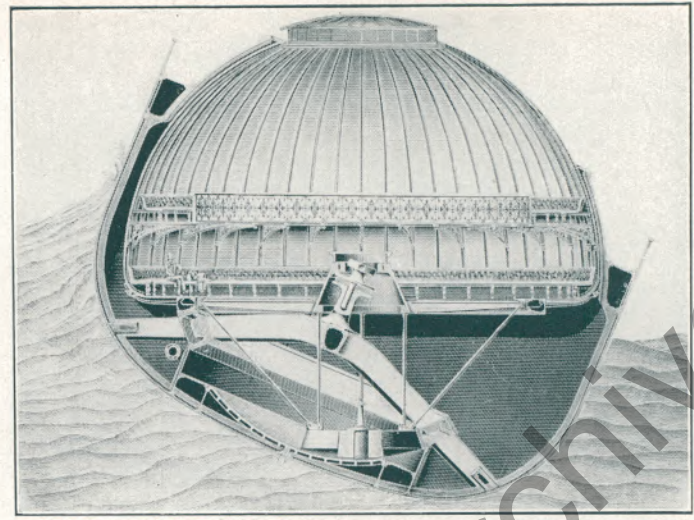
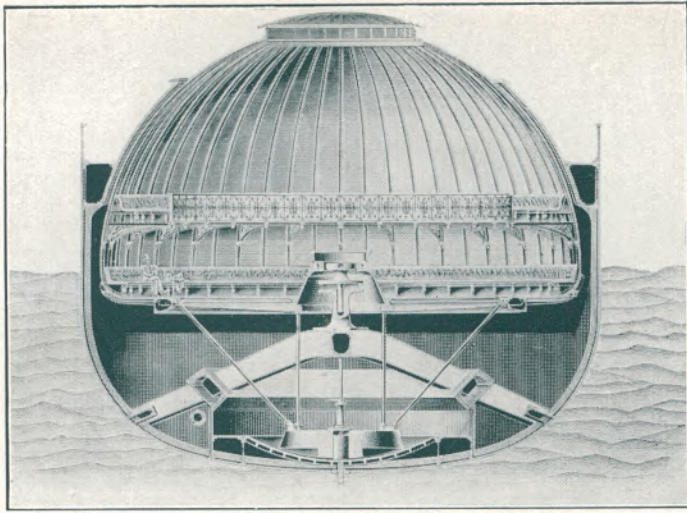
Die Jahresprämie solcher Aussteuerversicherung beträgt nach dem Tarif der von mir berücksichtigten Versicherungsgesellschaft für einen dreißigjährigen Vater, der für sein einjähriges Töchterchen ein Kapital von 10 000 RM. versichert, etwa 360 RM. Die Kosten verringern sich vom vierten Versicherungsjahre ab um den Gewinnanteil.

Die Höhe der Prämie ist also so, daß auch weniger bemittelte Eltern sie tragen können.

Durch vorstehende Versorgungsversicherungen kann jeder Vater die Zukunft seiner Kinder in vollkommener Weise sicherstellen. Alle Lebensversicherungsgesellschaften oder deren Vertreter werden gern auf persönliche Anfrage Auskunft geben. Man sollte es daher nicht veräumen, die Anwendungsformen solcher neuzeitlichen Versicherungen zu prüfen, um sie je nach Bedarf zu verwerten.

Der unruhigste Vagabund sehnt sich zuletzt wieder nach seinem Vaterland und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Goethe.



Ilus: Bessmer, Henry: An Autobiography, Londori 1905.

Henry Bessmers Kampf gegen die Seekrankheit oder Abwegige Gedanken eines großen Erfinders.

Henry Bessmer ließ sich unter seinen zahlreichen Erfindungen auch eine Schiffskonstruktion schützen, die die Gefahr der Seekrankheit beiseitigen sollte. Die Aufenthaltsräume des Schiffes sollten durch ein Gegengewicht stets in waagerechter Lage gehalten werden, wenn auch

das Schiff sich stark zur Seite neigte. Das von Bessmer gebaute Probeschiff war von Anfang an vom Unglück verfolgt. Es sank im Jahre 1875 vor Calais. Damit wurde auch der Gedanke Bessmers für immer begraben.

Technische Gedenktage.

2. 1. 1778 wurde in Zweibrücken Johann Gottfried Dingler geboren. Infolge seiner ungewöhnlichen Begabung in der Volksschule verschaffte man ihm eine Lehrstelle bei einem Apotheker. Er arbeitete während dieser Zeit sehr fleißig an seiner weiteren Ausbildung, war dann als Gehilfe in Minden, Schmalkalden und Nürnberg tätig und machte sich im Jahre 1800 in Augsburg selbstständig. Durch Berührung mit der Textilindustrie wurde er auf die Möglichkeit aufmerksam, mit Hilfe wissenschaftlicher Verfahren die Arbeitsweisen der Färbereien und Zeugdruckereien zu verbessern. Er arbeitete auch literarisch und mußte bei dieser Gelegenheit feststellen, daß die Berichterstattung über technische Dinge außerordentlich mangelhaft sei. In Zusammenarbeit mit dem großen Verleger Cotta faßte er den Plan, ein Referatenblatt herauszugeben. Ende 1820 erschien das erste Heft dieses „Polytechnischen Journals“, das für die wissenschaftliche Berichterstattung außerordentlich segensreich gewirkt hat, bis die immer mehr und mehr um sich greifende Spezialisierung es nötig machte, für die einzelnen Gebiete der Technik besondere Organe herauszugeben.

4. 1. 1854. Geburtstag von Wilhelm von Dechelseuser. Nach seiner Ausbildung auf der Technischen Hochschule in Berlin ging er zur Gasindustrie über und war Oberingenieur und später Leiter der „Deutschen Kontinental-Gas-Gesellschaft“ in Dessau. Er konnte auf dem Gebiete der Gastechnik verschiedene Erfolge erringen, so den von ihm konstruierten Umlaufregler und den nach ihm benannten Dechelseuser-Motor. Dieser Motor ist die erste deutsche Grogasmaschine, die von der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau-A.-G. gebaut und auf dem Hoerder Verein in Hörde aufgestellt wurde. Die Maschine ist deshalb so bedeutsam, weil sie mit Hochdruckgas betrieben werden konnte. Neben seiner Tätigkeit als Gasfachmann hat Dechelseuser noch große Verdienste um die Hebung des Ingenieurstandes erworben. Seine Veröffentlichungen über den Zusammenhang zwischen Technik und Kultur sind viel beachtet worden.

10. 1. 1827. Geburtstag von Karl Delisle. Er studierte Ingenieurwissenschaften in Karlsruhe und ging dann nach Amerika und war zunächst als Kartograph in Washington tätig, fand dann aber eine Stellung als Eisenbahningenieur bei der Nord-Pennsylvanischen Eisenbahngesellschaft. 1855 kehrte er in die Heimat zurück, trat nach einander in schweizerische und badische Eisenbahndienste, übernahm später eine Direktorstellung bei der Aktien-Baugesellschaft in Konstanz, war auch einige Jahre bei der Gasmotorenfabrik Deutz tätig und kehrte schließlich in den staatlichen Eisenbahndienst zurück. Sein Name ist bekannt geworden durch das von ihm aufgestellte metrische Gewindesystem für scharfgängige Schrauben, für deren Normung und Vereinheitlichung er sich kräftig einsetzte.

19. 1. 1813 erblickte in Charleaton Henry Bessmer das Licht der Welt. Henry Bessmer war eine rechte Erfindernatur. In der Schriftgießerei seines Vaters lernte er schon in jungen Jahren die Behandlung der flüssigen Metalle kennen. Mit siebzehn Jahren kam er nach London, mit dem einzigen Gedanken, Geld zu verdienen. Er er fand unter anderem ein Verfahren, die Bronzefarbenherstellung wesentlich

zu verbessern. Diese Erfindung brachte ihm ein mäßiges Vermögen ein, das ihm die Mittel zu weiteren Versuchen gewährte. Der Krimkrieg lenkte Bessmers Interessen auf das Artilleriewesen. Als er ein verbessertes Geschütz erfunden hatte, stellte es sich heraus, daß das Gußeisen, der damals übliche Baustoff für Kanonen, nicht geeignet war, hohe Beanspruchungen auszuhalten. Er versuchte deshalb auf vielerlei Art und Weise, das Gußeisen zu verbessern, und durch scharfe Beobachtungen kam er schließlich zu dem Gedanken, ob es nicht möglich sei, Roheisen durch bloßes Einblasen von Luft in Stahl zu verwandeln. Bessmers erster Versuch wurde in einem 20 kg fassenden Tiegel durchgeführt. Am 16. August 1856 hielt Bessmer einen Vortrag über sein Verfahren, nachdem er eine große Anzahl Patente darauf genommen hatte, und in der Folgezeit schlossen fünf große Hüttenwerke mit Bessmer Lizenzverträge ab. Aber noch war das Verfahren nicht zur Reife gelangt. Es bedurfte noch der Arbeit mehrerer Jahre, bis ein einwandfreies Arbeiten ermöglicht wurde. Vor allem ist es das Verdienst des Schweden Göransson, hier helfend und wegweisend eingegriffen zu haben. Nichtsdestoweniger bleibt das Verdienst Bessmers bestehen, die Massenerzeugung an Flußstahl durch sein Verfahren begründet zu haben. Hat doch seit Erfindung des Bessmer-Verfahrens der neue Abschnitt in der Geschichte des Eisens und des Stahls, das Flußstahlzeitalter, begonnen.

Bessmer wurde durch seine Erfindung sehr reich und hat sich noch auf vielen Gebieten als Erfinder versucht, aber keine seiner anderen Erfindungen kann auch nur in etwa an sein Stahlerzeugungsverfahren heranreichen. Wie abwegig mitunter seine Erfindungen waren, zeigt das obenstehende Bild.

19. 1. 1874 wurde Friedrich Bendemann geboren. Als Begründer und Leiter der deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt hat Bendemann die Grundlagen geschaffen, welche später der Flugzeugindustrie es ermöglichten, technisch zuverlässige Flugzeuge zu bauen. 1921 wurde Bendemann in die Abteilung für Luft- und Kraftfahrwesen des Reichsverkehrsministeriums berufen und hat auch hier für die wissenschaftliche Luftfahrt viel getan.

20. 1. 1819 wurde in Geble (Schweden) Göran Fredrik Göransson geboren. Er war Kaufmann, und als er auf einer Geschäftsreise im Jahre 1857 in England mit Henry Bessmer bekannt wurde, erwarb er von diesem die Patente für dessen Stahlerzeugungsverfahren, um sie in Schweden auszunutzen. Als die Anlage in Eskenshütte errichtet war und in Betrieb genommen werden sollte, stellte es sich heraus, daß das Verfahren nicht genügend durchgearbeitet war. Obgleich Göransson kein Metallurge war, übernahm er selbst die Leitung der Versuche und brachte es tatsächlich so weit, daß er am 18. Juli 1858 die ersten Bessmer-Chargen erblasen konnte. Göransson teilte auch Bessmer seine Erfahrungen mit, und erst von diesem Zeitpunkt an arbeitete das Bessmer-Verfahren zur Zufriedenheit und konnte weiterentwickelt werden. Göransson legte in Sandviken ein großes Hüttenwerk an, das das hervorragendste Bessmer-Werk Schwedens wurde.

26. 1. 1826 erblickte Louis Favre das Licht der Welt. Er wurde, wie sein Vater, Zimmermann und konnte sich auf seiner Wanderschaft in Frankreich gute Kenntnisse im Brücken- und Eisenbahnbau aneignen. Bald machte er sich selbständig und wählte hauptsächlich den Tunnelbau zu seinem Sondergebiet. Sein bedeutendstes Werk ist der Sankt-Gotthard-Tunnel. Am 13. September 1872 wurde der Tunnel von zwei Seiten aus in Angriff genommen. Unter großen Schwierigkeiten, in der Hitze und in der feuchten, kohlensäurehaltigen Luft, arbeiteten sich die Leute Favres vorwärts. Leider konnte Favre die Vollendung des Tunnels nicht mehr erleben, da er unter den ungeheuren Anstrengungen, zu denen sich noch finanzielle Sorgen und Ränke aller Art gefügten, zusammenbrach. Ende 1881 konnte der erste Zug den Sankt-Gotthard-Tunnel durchfahren.

28. 1. 1755 wurde in Thorn Samuel Thomas von Sömmerring geboren. 1778 wurde er Professor der Anatomie in Kassel. Später lebte er in Mainz und Frankfurt am Main. Auch hat er einige Jahre in München gelebt als Mitglied der Akademie der Wissenschaften. In die Münchener Zeit fällt seine Erfindung, an Stelle des optischen Telegraphen von Chappe die Elektrizität als Mittel zur Übertragung von Nachrichten zu verwenden. Er baute den ersten elektrischen Telegraphen, aus dem sich unser heutiges elektrisches Nachrichtenwesen entwickelt hat. Sein Apparat war äußerst einfach. Die Zeichen wurden durch galvanische Zersetzung von Wasser gegeben.

29. 1. 1794 starb Johann Gottlieb Emanuel Breitkopf, der in den Jahren 1762 bis 1794 die berühmte Leipziger Verlagsbuchhandlung Breitkopf & Härtel leitete. Er verbesserte den Buchdruck und erfand den Musiknotendruck mit beweglichen Lettern. Weiter druckte er als erster Landkarten und chinesische Charaktere mit beweglichen Lettern und Zeichen.

29. 1. 1862 wurde zu Wiesbaden Georg Julius Friedrich von Tschudi geboren. Er wurde Offizier und trat im Jahre 1894 zu der damals neugegründeten Luftfahrtabteilung über. 1897 wurde er Führer der einzigen Luftschifferkompagnie der preussischen Armee und hat in dieser Stellung um die Weiterentwicklung dieser jungen Waffe große Verdienste erworben. Unter anderem fällt in diese Zeit die Vorbereitung für die Rekordfahrt des Freiballons „Preußen“ (8400 cbm), der damals unter der Leitung von Berzon und Sähling den erst im Jahre 1931 von Picard geschlagenen Welthöhenrekord für Freiballone mit 10 800 m aufstellte. Als am 1. Februar 1902 Bartsch von Sigsfeld bei einer Ballonfahrt ums Leben gekommen war, wurde Tschudi zu seinem Nachfolger ausersehen und trat infolgedessen zur Luftschifferlehranstalt über. Tschudis nächste Arbeit war die Entwicklung der Funkentelegraphie, die sich während des Feldzuges in Südwestafrika gut bewährte. Von 1906 bis 1908 trat Tschudi in die Dienste des Sultans von Marokko und übernahm im Jahre 1909 die Geschäftsführung der Internationalen Luftfahrtausstellung in Frankfurt am Main. Diese Ausstellung, die für die deutsche und auch die internationale Luftfahrt von ausschlaggebender Bedeutung geworden ist, ist das Werk Tschudis. Noch während der Frankfurter Luftfahrtausstellung begann man in Johannistal bei Berlin die Anlage eines Flugplatzes, zu dessen Leiter Tschudi nach Beendigung der Ausstellung berufen wurde. Was Johannistal für die deutsche Luftfahrt geworden ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Nach dem Kriege wurde Tschudi in den Beirat für das Luftfahrtwesen berufen, nachdem er schon im Jahre 1917 die Geschäftsführung des Aero-Klubs von Deutschland übernommen hatte. Tschudis wichtigste Schöpfung ist der Deutsche Luftfahrtverband, die oberste nationale Sportbehörde, die auch Deutschland in der Fédération Aéronautique Internationale vertritt.

Jahade.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Von Professor Dr. O. Hauschild, Hamburg.

Ein alter Zopf.

Unter hundert Geschäftsbriefen schließen gewiß noch achtzig mit „zeichne ich (zeichnen wir)“. Jeder, der nicht im Banne kaufmännischer Schreibgewohnheit steht, fragt sich verwundert: Wie kommt es, daß der Kaufmann, wenn er im Begriff ist, sein Schreiben zu unterzeichnen, das erst vorher noch ankündigt? Es ist doch ganz selbstverständlich, daß er den Brief nicht ohne Unterschrift läßt. Wozu also noch der umständliche Hinweis darauf? Sagt denn ein Reiter, wenn er sein Pferd besteigen will, jedesmal vorher: „Jetzt steige ich aufs Pferd“?

Bei Studien über die Entwicklung der kaufmännischen Fachsprache fand ich diese Schlußformel zuerst in den „Briefen für Kaufleute“ von Joh. Chr. Sinapius 1782. Da schließt man den Brief so: „Ich wünsche, Ihre Meinung darüber zu erfahren, und unterzeichne mich mit Wahrheit als Ihr...“ oder: „Hierzu gestell sich noch die Versicherung, mit welcher wir uns unterzeichnen als Ihre...“ oder: „Überzeugen Sie sich von der Aufrichtigkeit, mit der ich mich unterschreibe als Ihr...“ oder ähnlich. Schon um 1825 schreibt man einfach: „...haben wir die Ehre, mit Hochachtung zu zeichnen...“ oder: „...zeichnen wir mit vollkommener Hochachtung“. Und seitdem „zeichnet“ man weiter bis heute, ein Beweis, wie zäh die Kaufmannssprache am Alten festhält.

Die Formel stammt also aus einer Zeit, wo der Kanzleistil mit seinem kunstvollen, besser gesagt, künstlichen Satzbau den Kaufmannsstil und auch den Privatbrief stark beeinflusste. Man legte Wert darauf, den ganzen Schluß des Briefes samt dem Namen des Schreibers in einen einzigen Satz zu zwängen. Das ergab dann ein so nichtsagendes Wort wie „unterzeichne ich mich (zeichne ich)“ als Verbindung und Satzfüße. Im Privatbrief der Zeit findet sich ähnliches. „Darüber wird sich herzlich freuen die sich nennt Ihre treue Mutter Goethe.“

Von einem etwas anderen Gesichtspunkt aus sieht Ludolph Schleier in seinem Lehrbuch der Handelskorrespondenz, Leipzig 1842, die Sache an: „Es ist eine alte kaufmännische Vorsichtsmaßregel, seine Unterschrift stets dergestalt mit dem Schlußkompliment in Verbindung zu bringen, daß man ohne sichtbare Zerstörung des Textes nichts mehr in denselben hinein-schreiben kann.“ Nun, diese Befürchtung hegt wohl heute niemand mehr.

In unserer so zopfpeinlichen Zeit sollte der deutsche Kaufmann endlich auch diesen schon ganz ergrauten Zopf abschneiden. Der Engländer schreibt nur: We remain (are) oder Yours truly, meines Wissens aber nie: We sign, und auch der Franzose beendet den Brief nur mit Empfehlungen und Grüßen. Es gibt ja so viele andre Möglichkeiten, den Brief verbindlich zu schließen; jeder Kaufmann kennt sie. Nur das sinnvolle Alte verdient erhalten zu werden, aber eine so leere, nichtsagende alte Kanzleiformel wie dieses zeichne ich (zeichnen wir) sollte man zum alten Eisen werfen.

Weiteres vom kaufmännischen Briefschluß.

Der Wunsch, bald eine Antwort zu erhalten, ist ein ungesuchter und passender Gedanke für den Briefschluß. Gut ist z. B.: „Wir hoffen, recht bald wieder von Ihnen zu hören, und empfehlen uns bestens.“ Daß „erwarten“ hier mit Vorsicht zu gebrauchen ist, haben wir schon erwähnt. Viele schreiben: „Ich bin (bleibe) Ihre weiteren Nachrichten er-wartend.“ Nun konnte ja in der älteren Sprache die Dauer einer Handlung

durch sein mit dem 1. Mittelvort (Partizip) ausgedrückt werden wie im Englischen. Reste sind noch im Niederdeutschen vorhanden, so: „Ich war mir das nicht vermuten(d)“; „das können Sie nicht verlangen (eigentlich verlangend) sein“; „dat weer ik nich verwachten“, das heißt erwartend. Aber wir haben hier doch wohl eine undeutsche Nachahmung des in englischen Geschäftsbriefen häufigen I am awaiting vor uns. Ganz besonders häßlich ist: „Ihre baldige Antwort erwartend bleibend...“

Jede Antwort auf eine Frage oder einen Brief ist etwas, was gleichsam als Widerhall zu uns zurück-, uns entgegenkommt. Die Vorsilbe Ant- in Antwort und Antlitz bedeutet „entgegen“. Also enthält die Rückantwort eine überflüssige Verdoppelung. Ebenso verhält es sich mit Bescheid und Rückbescheid. Sehr oft liest man: „Ihrer baldigen gest. Rückäußerung entgegengehend...“ Es ist eine gesuchte und gezierte Umschreibung für „Antwort“.

Ein nicht unangemessener Schlußgedanke ist es ferner, seine Bereitwilligkeit zu weiteren Diensten auszusprechen und sich dazu zu empfehlen: „Etets gern (mit Vorliebe) für Sie beschäftigt“ — „Wir bleiben Ihren Diensten stets mit Vergnügen gewidmet“ usw. Die Verbeugung ist zwar reichlich tief, aber solche Redensarten nimmt der andere ja auch nicht allzu wörtlich. Er weiß ganz genau, daß jener sich seine „Dienste“ so gut wie möglich bezahlen läßt. Die Wendung „Ich halte mich Ihnen bestens empfohlen“ gilt als besonders kaufmännisch. Man kann sich wohl für weitere Dienste bereit halten (zur Verfügung stellen), aber wie man es anstellen will, sich empfohlen zu halten, ist mir rätselhaft. Es ist nichts als eine gedankliche Verquickung von „sich bereit halten“ und „sich empfehlen“.

Zwar kann man beim Abschied, wenn man den Zeitpunkt des Wiedersehens ins Auge faßt, sagen: „Inzwischen (bis dahin) leben Sie wohl, lassen Sie es sich gutgehen“ usw. Erträglich ist auch noch im Briefe: „Inzwischen verbleiben wir Ihre...“, wie auch der Engländer schreibt: In the meanwhile (meantime) we remain... Aber wenn jemand schreibt: „Inzwischen zeichne ich...“, so liegt ja die Handlung gar nicht zwischen dem Zeitpunkt A (Schreiben des Briefes) und B (Ankunft der Antwort), sondern noch in A. Oder will der Schreiber die Zwischenzeit mit Zeichen ausfüllen? Noch schöner ist: „...und zeichnen zwischenzeitlich“.

Recht überflüssig ist die häufige Schlußwendung: „Ohne Mehr (ver-anlassung) für heute“. Sie ist übrigens uralte. Schon im 15. Jahrhundert schloß man in den Hansestädten den Geschäftsbrief oft in dieser kindlichen Weise: Ic en weyt ja nicht anders to schrivend. — Item nicht mer op desse tyt. Mehrveranlassung ist eine ganz unmögliche Wortbildung.

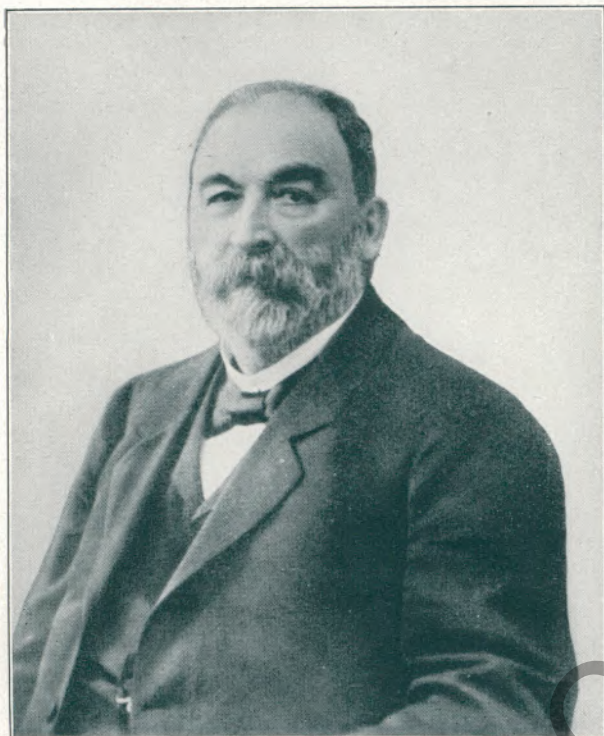
Manche schreiben: In bekannter Hochachtung. Es soll heißen: Sie wissen ja schon, daß ich Sie hochschätze. Trotzdem kommt es mir etwas lässig vor; die Leute wollen doch immer frischgebakene Brezeln. Aber vielleicht denken andere anders darüber. Jedenfalls schrieb man früher ähnlich. Z. B. heißt es in den Briefen von und an Lessing oft: Ich bin unveränderlich, wie Sie wissen, ganz der Ihrige. — Ich bin, wie Sie wissen, von ganzem Herzen Ihr...

Die früheren Männer.

Nachdem „Das Werk“ seit zwei Jahren allmonatlich den Lebensabriß eines berühmten Technikers oder Naturwissenschaftlers veröffentlicht hat, soll von nun an der Versuch unternommen werden, gelegentlich im Rahmen der monatlich erscheinenden Biographien Leben und Wirken jener Männer zu beleuchten, die an dem Aufbau und Werden der Gründerwerke der „Vereinigten Stahlwerke“ hervorragend beteiligt gewesen sind. Vor allem liegt uns daran, die Lebensbeschreibungen solcher Männer unsern Lesern vorzulegen, deren Namen in der heutigen schnelllebigen Zeit schon mehr oder weniger in Vergessenheit geraten sind. Anregungen und Hinweise auf die Träger verdienter Namen werden wir stets dankbar begrüßen.

Die Schriftleitung.

Matthias Tull, der Retter des „Hoerder Vereins“.



der Schaaffhausensche Bankverein und das Bankhaus Deichmann in Köln, das Wagnis nicht, das Unternehmen in diesen schlechten Zeiten zu halten. Sie stellten nicht nur die notwendigen Geldmittel zur Verfügung, sondern veranlaßten auch den Aufsichtsrat, eine Änderung in der Verwaltung des Unternehmens herbeizuführen. Die Leitung des Hoerder Vereins übernahm Matthias Tull, der schon seit dem Jahre 1889 dem Aufsichtsrat angehörte, und der 1891 zu dessen Vorsitzenden erwählt wurde und gleichzeitig als Abgeordneter des Aufsichtsrats in die Verwaltung eintrat. Vom Jahre 1893 an nahm Tull als Generaldirektor das Geschick des Unternehmens allein in die Hand.

Matthias Tull wurde am 24. Mai 1835 zu Trier geboren. Anfangs der sechziger Jahre trat er als Baumeister in die Dienste der Eisenbahn-Baugesellschaft in Köln und leitete später die bauliche Unterhaltung und den Betrieb der Bahnstrecke Köln-Herbesthal. Als im Jahre 1873 die Aachener Industrie-Bahn-A.-G. gegründet wurde, übernahm Tull die Leitung dieser Gesellschaft und behielt sie bis zur Übernahme des Unternehmens durch den preussischen Staat im Jahre 1887. Damals wurde Tull in den Aufsichtsrat des Schaaffhausenschen Bankvereins zu Köln gewählt und im Jahre 1889, wie schon oben bemerkt, in den Aufsichtsrat des Hoerder Vereins. Als kurz vor dem Zusammenbruch des Werkes Tull mit der Aufgabe betraut wurde, die Verhältnisse neu zu ordnen, sowohl nach der finanziellen, als auch nach der technischen und kaufmännischen Seite, war er sich der Schwere der Verantwortung wohl bewußt. Dabei muß besonders hervorgehoben werden, daß Tull kein Eisenhüttenmann war, daß er es aber verstand, sich schnell in hütten technische Fragen einzuarbeiten.

Nach Regelung der finanziellen Verhältnisse, die außerordentliche Schwierigkeiten bereitete, mußten die Betriebsanlagen einen zeitgemäßen Ausbau erfahren. Unter den zahlreichen Verbesserungen der neunziger Jahre seien genannt: die Aufstellung eines Roheisenmischers, nebenbei bemerkt, des ersten Mischers in Europa, der Bau einer schweren Blockstraße und eines Umkehr-Fertigwalzwerkes auf der Hermannshütte, der Bau neuer Hochöfen unter Verwendung der Windheiziger von Comper anstatt der bisherigen Whittwell-Apparate. Mitte der neunziger Jahre wurde eine kleine Versuchsmaschine aufgestellt zur Verwendung von Gichtgas. Im Jahre 1898 konnte die erste Gichtgasmaschine von 600 PS in Betrieb genommen werden. Nebenher ging die Erweiterung der Kohlen- und Erzbasis. Wenn auch nicht behauptet werden kann, daß alle diese Betriebsverbesserungen das Werk Matthias Tulls sind, so wäre es schon als ein Verdienst anzusehen, sich die richtigen Mitarbeiter ausgewählt zu haben; darüber hinaus ging aber Tulls Bestreben, in den Geist der technischen Fragen einzudringen, und dabei mit einem Eifer, den man dem damals bereits Sechzigjährigen kaum zugetraut hätte. So brachte er es fertig, sich — da er leidend war — in einem Krankenstuhl den Walzvorgang stundenlang anzusehen, um verbessernd eingreifen zu können. Als Tull im Jahre 1903 die Leitung des Werkes in andere Hände legte, konnte er mit hoher Befriedigung von seinem Arbeitsfelde scheiden, das er zehn Jahre lang rastlos bestellt hatte. Den Aufschwung, den der Hoerder Verein unter Tulls Leitung zu verzeichnen gehabt hat, ist in der Geschichte dieses Unternehmens einzigartig geblieben.

Die Verdienste, die Tull sich um den Hoerder Verein und damit auch um die Stadt Hoerde erworben hatte, veranlaßten die letztere, Matthias Tull zum Ehrenbürger zu ernennen und eine Straße mit seinem Namen zu belegen. Im Kasino des Hoerder Vereins aber steht seine Büste, die auch den Nachgeborenen die Erinnerung an diesen Industriellen, der das Schicksal des ihm anvertrauten Werkes maßgebend beeinflusste, wach halten wird.

Matthias Tull starb im 78. Lebensjahre am 27. Januar 1913.

Jahade.

Quellen: Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtiger Stand des Phoenix. Denkschrift zum 60jährigen Bestehen des Unternehmens im Jahre 1912; Nachruf in „Stahl und Eisen“ 33 (1913) S. 304.

Wenn man die Geschichte des „Hoerder Bergwerks- und Hüttenvereins“ verfolgt, der am 23. Juni 1852 gegründet wurde, so stellt man fest, daß das Unternehmen fast zwei Jahrzehnte brauchte, um sich von dem Druck zu erholen, den der wirtschaftliche Niedergang der siebziger Jahre auf ihn ausübte.

Neben der unglücklichen Wirtschafts- und Zollpolitik und neben technischen Schwierigkeiten, die in der damaligen Umwälzung auf dem Gebiete der Stahlherstellung begründet waren, waren es noch Verschiebungen in den leitenden Stellen, die sich nachteilig auswirkten. 1874 trat Mevissen, der tatkräftige Berater des Hoerder Vereins, von seinem Posten als Aufsichtsratsvorsitzender zurück. Im gleichen Jahre legte der technische Direktor Wiesehahn, der bereits schon vor Gründung des Hoerder Vereins die Hermannshütte geleitet hatte, nach zweiundzwanzigjähriger Tätigkeit sein Amt nieder. Einige Jahre vorher war schon der bekannte Oberingenieur Daelen ausgeschieden. Trotz aller Bemühungen um die technische Förderung des Werkes gelang es in der Folgezeit nicht, der außerordentlich schwierigen Zustände Herr zu werden. Mit dem Jahre 1887 schien sich eine Besserung der geschäftlichen Entwicklung anbahnen zu wollen. Der Aufschwung war aber nicht von langer Dauer; gerade viermal konnte seit langer Zeit einmal wieder eine mäßige Dividende verteilt werden, da stellten sich um die Mitte des Jahres 1890 neue Verluste ein, die den Hoerder Verein erneut in eine kritische Lage brachten. Das Geschäftsjahr 1890/91 schloß mit einem Verlust von 1,5 Millionen, 1891/92 sogar mit einem solchen von 2,4 Millionen Mark ab. Die Ursache der ungünstigen Ergebnisse war die durch die allgemeine gedrückte Geschäftslage bedingte schlechte Ausnutzung der Betriebsanlagen. Trotz dieser wenig erfreulichen Tatsachen scheuten die beiden Geldgeber des Hoerder Vereins,

Das nächste Ziel mit Lust und Freude und aller Kraft zu verfolgen, ist der einzige Weg, das fernste zu erreichen.

Friedrich Hebbel.

Buchermarkt

Deutsche Stilkunst. Von Eduard Engel. Verlag G. Freytag A.-G., Leipzig-Wien 1931. Preis 10.80 RM.

Daß ein Buch über den Stil der deutschen Sprache in unserer oberflächlichen, verworrenen, unbaterländischen und respektlosen Zeit in 60 000 Stück unter dem deutschen Volke verbreitet ist, ist an sich ein Wunder und läßt ohne weiteres die Annahme zu, das in diesem Buche Wertvolles gesagt wird, so daß es sich hauptsächlich durch sich selbst empfiehlt. Und so ist es denn auch: Der Verfasser, der die neue Auflage in seinem achtzigsten Lebensjahre herausgibt, ist der Berufene zu diesem Werk, ein Stilkünstler, der sich sein ganzes Leben lang um die deutsche Sprache bemüht hat. „Was kann ich für die Heimat tun, bevor ich geh' im Grabe ruh'n?“ — mit diesen Worten schloß er im Jahre 1911 die Einleitung der ersten Auflage. Möchte ihm noch ein langer Lebensabend beschieden sein! Wenn er jedoch einmal die Augen schließt, dann kann Eduard Engel in befehliger Erfüllung dieses heißen Wunsches einschlafen.

Über die deutsche Prosa — nicht die Dichtung — hat Schopenhauer einmal gesagt, das Publikum wende seine Teilnahme sehr viel mehr dem Stoff als der Form zu und bleibe dadurch in seiner höheren Bildung zurück. Engel weist in gleicher Erkenntnis die Wichtigkeit der Form für die Prosa nach, nicht mit oberflächlichen Redensarten, sondern durch überzeugendes Wort und noch überzeugenderes Beispiel. Er leitet jeden, der gut deutsch schreiben will, auf den Urgrund aller echten Stilkunst hin, auf die Wahrheit, auf die Natürlichkeit jedes von ihm geschriebenen Wortes. Dabei muß er notwendigerweise schärfste Worte gegen die Mißhändler unserer Sprache finden, gegen die eiteln, sich aufblasenden „Preziosen“, wie einen Maximilian Harden und ähnliche Sprachverberber, die sich „kostbar“ gebärden in Unnatur, Hohlheit und Wichtigtuerei. Aber nicht nur der, der ein Schreiber von Beruf ist, ein Schriftsteller, wird dieses Werk mit Interesse und Gewinn lesen, sondern jeder, der sich regelmäßig oder häufig zum Übertragen seiner Gedanken auf andere der Schrift, der gedruckten oder geschriebenen, bedient. Also auch der Kaufmann, der Industrielle, jeder, der schriftlichen Verkehr irgendwelcher Art pflegt, kann aus diesem Buche lernen. Das früher geradezu groteske, ja widerwärtige Kaufmannsdeutsch ist glücklicherweise im letzten Jahrzehnt dank dem fortgesetzten Kampfes gegen seine Auswüchse langsam zum Ersterben gekommen, und man darf heute sagen, daß der gebildete Kaufmann sich in seinen schriftlichen Äußerungen auch als gebildeten Menschen gibt, ja, daß selbst bis tief in die unteren Schichten der kaufmännischen Schreibervelt sich heute das Streben nach unerschöpflichem, klarem und gefälligem Stil bemerkbar macht. Doch muß auch hier noch immer weiter für Besserung gesorgt werden.

Der bekannte, oft mißverständenen Forderung: „Schreibe, wie du sprichst“, fügt Engel einige kräftige Worte zur Erläuterung bei: „Nicht wie du in Heimsämmeln, in der Trunkenheit, im Halbschlaf, ermüdet, gelangweilt, geärgert sprichst, sondern genau so, wie du sprechen würdest, wenn du einem dir wertvollen Leser oder ihnen allen Sprechend gegenüberständest.“ Denn letzten Endes: „Der Stil ist der Mensch selber!“

Sich selbst rationieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlicher und beruflicher Erfolge. Von Dr. G. Großmann. 6. Auflage. Verlag für Wirtschaft und Verkehr. Stuttgart-Wien. Preis 10.80 RM.

Dieses Buch will keine Unterhaltung bieten, auch nicht „Bildung“ vermitteln, sondern den Verstand, die Ratio, in den Mittelpunkt unseres Handelns rücken, oder vielmehr an den Anfang, denn es will uns lehren zu denken, ehe wir tun. „Das Denken als Mittel zur Erzielung von Erfolgen . . . ist im Verhältnis zum Alter des Menschengeschlechtes eine recht junge Erfindung; deshalb ist sie der großen Masse noch immer ungewohnt und daher ungenheim.“ Erfolge werden nicht durch Anstrengungen, sondern durch richtiges Denken hervorgerufen. Darum muß das Denken vor dem Handeln geschult werden. Mit Verstand, denkend soll man sich Wissen aneignen und es verwerten. Es ist besser, nichts zu wissen, als etwas Falsches zu wissen. Wissen gibt die stärkste Glaubenskraft, Wissen heißt voraussetzen, wie die Dinge nach den Gesetzen der Ursache und Wirkung verlaufen werden. Doch soll der Denkende nur verwertbares Wissen erwerben, denn es ist weit nützlicher, Weniges gründlich zu wissen, als Vieles oberflächlich zu beherrschen. Das Wissen ist das Material, das durch Denken verarbeitet werden kann. Der denkende Mensch, der weiß, daß er nur das gilt, was er persönlich zu leisten vermag, wird danach streben, seine Arbeitsmethoden zu rationalisieren, um Bestleistungen bei größter Schonung der Kraftreserven des Körpers und des Geistes zu erzielen. Dazu gehört das „Sich-selbst-gehören-Können“. Wer sich nicht selbst befiehlt, dem wird befohlen; wer sich nicht selbst gehorcht, der muß

andern gehorchen. Man sollte sich in diesem Gehorsam gegen sich selbst, in diesem Gehorchen der eigenen Erkenntnis systematisch üben, sollte täglich sich üben, eine Arbeit so gut und so vollkommen durchzuführen, als es möglich ist. Dann macht die Arbeit Freude. „Die ohne Liebe für ihre Arbeit dahinleben, das sind die Verfluchten . . . während ihre gesegneten großen Mitmenschen bei ihrer Arbeit jubeln und jauchzen. . . Ein und dieselbe Arbeit kann dem einen glückbringend sein, der großen Zahl wird sie jedoch eine Quelle der Qualen, eine Folter sein. Und doch liegt es fast in jedes Menschen Hand, hier sein Schicksal selbst zu bestimmen.“ Zu alledem gehört, daß das Denken geschult werde, daß jeder sich selbst rationalisiert, nicht in dem amerikanisierten Sinne, in dem die Sucht der „Rationalisierung“ in Handel und Industrie so sehr zum Schaden der Gesamtheit wie des einzelnen grassiert und Maßnahmen trifft, die geradezu das Ausschalten der Ratio — des Verstandes — zur Folge haben, sondern in dem, daß jeder einzelne bestrebt ist, sein Leben mit Verstand zu führen, seine Arbeit für sich selbst mit Ratio zu leisten.

Das Buch hat unendlich viel Beherrigungswertes zu sagen, gibt zahllose praktische Anregungen und Anleitungen zu persönlicher Erfolgsarbeit. Es sollten alle lesen und daraus lernen, die nicht ihre geringe Herkunft, mangelnde Schulbildung, wirtschaftliche Lage oder den Kapitalismus für ihr Los verantwortlich machen und damit von vornherein von jedem Versuch, ihre Lage zu bessern, absehen, sondern die durch systematische und methodische Arbeits- und Lebensführung die Ursachen ihres Arbeitsergebnisses erkennen und meistern wollen.

Ein Deutscher ohne Deutschland. Ein Friedrich-List-Roman. Von Walter von Molo. Paul Hsolvay Verlag. Berlin-Wien-Leipzig. Preis 7.50 RM.

Der Mann, den Walter von Molo in diesem Buch lebendig macht, hat alles gedacht, was uns nötig ist, um Gegenwärtiges in den Tagen, in denen wir leben, zu klären. Das Leben Friedrich Lists geht uns alle an, das Leben eines aufrechten Deutschen, der nie vom graden Wege abging, der mit seinem süddeutschen Hartschädel glaubte, daß er immer und nur das Rechte tun müsse, und daß alle andern darum ihm folgen und auch das Rechte tun würden, der schließlich durch diesen großen Jertum verbittert aus dem Vaterland und dem Leben ging. Wie der kleine Reutlinger Weißgerberlehrling sich aus Stille und Enge zu Weiten entwickelte und am Schluß seines harten Lebens mit seinen Gedanken in Kontinenten zu Hause war und über sie hinaus dachte, das wird hier von Walter von Molo meisterhaft erzählt, wie nur er es kann, dieser kunstreiche und kenntnisreiche historische Prosaisker. Uns, die wir uns an großen Deutschen der Gegenwart nicht — weil keine vorhanden sind — auftrichten können, nur an solchen aus der Vergangenheit, ist Friedrich List ein leuchtendes Vorbild, dieser von seinem Vaterland mißhandelte deutsche Prophet.

Menschen am Werk. 56 Photos von Erich Reklaff. Geleitwort von Heinrich Verfeh.

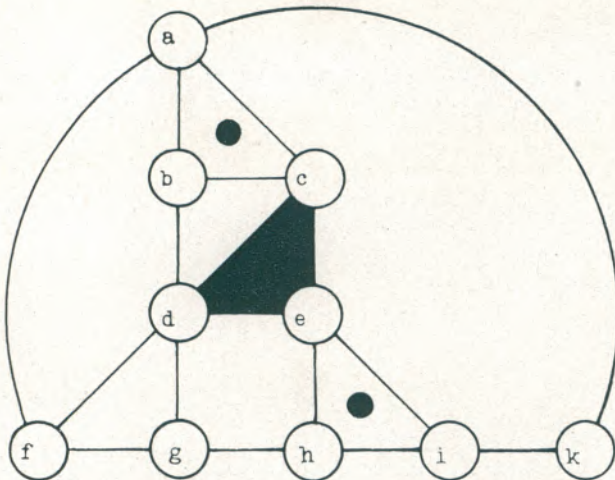
Die von der Scholle. 56 Photos von Erich Reklaff. Geleitwort von Hans Fr. Blundt. Verlag der Deuerlichen Buchhandlung. Göttingen. Preis kartoniert je 3.80 RM.

Über Reklaff als Lichtbildmeister deutscher Menschen braucht nicht viel gesagt zu werden, der Name genügt. Seinen früheren Werken „Ein Kind ist da“ und „Das Antlitz des Alters“ fügt er zwei neue hinzu, die in meisterhaften Bildnissen den deutschen werktätigen Mann der Industrie schildern und die Leute, die die älteste und erste Arbeit der Menschheit heute noch tun: die das Land bebauen. Wofür man diesem Lichtbildkünstler besonders dankbar sein muß: er zeigt den sich so überheblich aufplustenden Großstädtern, die vor lauter Mischmasch von gleichgültigen Menschenlarven keine Antlitz mehr kennen, daß es doch noch immer solche gibt, daß noch immer deutsche Stämme in unserm Vaterland wohnen, die nicht nur äußerlich an ihren alten Sitten und Bräuchen festhalten, sondern deren Stürnen, deren Augen noch stolz die Eigentümlichkeiten deutscher Rasse künden, und daß die Arbeit, auch wenn sie Handarbeit ist, den Menschen nicht abstumpfen — muß. Noch immer klammert sich der Deutsche mit tausend Wurzeln und Würgeln an den deutschen Heimatboden fest und saugt aus ihm seine Kraft zum Leben, zum Glauben an Volk und Vaterland — trotz allem Gefasel von internationaler Verbrüderung, trotz aller internationalen Gleichmacherei und Verflachung, trotz aller „Kultur“, die doch noch nicht einmal immer Zivilisation ist. Schaut auf diese Köpfe, in die Bauern- und Arbeitergesichter: Ihr werdet Mahnung und Trost, Kraft und Hoffnung daraus schöpfen und den Glauben an euch selbst und euer Volk. Eine Anzahl von Bildern aus dem Band „Die von der Scholle“ enthält das Dezemberheft 1931.

Der Nussknacker

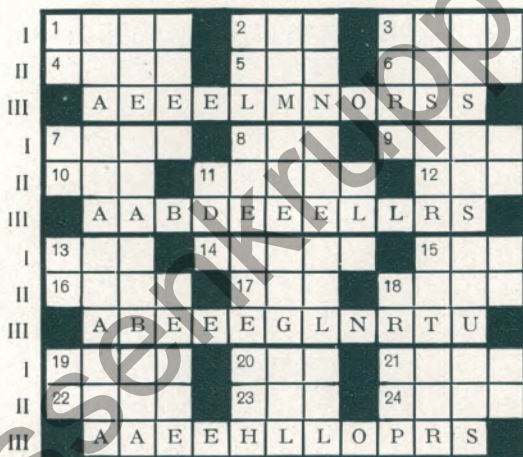
Geometrische Figur.

Von Dr. A. van Nüss.



In die zehn mit Buchstaben versehenen Felder sind die Zahlen 1 bis 10 derart einzutragen, daß die Summe der Felder auf dem Kreisbogen ($a + f + k$) 13, die Summe der Eckfelder des Quadrats ($d + e + g + h$) 17, die Summe der Eckfelder der beiden mit einem Punkt versehenen Dreiecke ($a + b + c$) und ($e + h + i$) je 16, die Summe der Eckfelder der beiden leeren Dreiecke ($b + c + d$) und ($d + f + g$) je 20 und die Summe der Eckfelder des schwarzen Dreiecks ($c + d + e$) 17 beträgt.

Tauschworträtsel.



Jede der Querreihen I und II innerhalb obiger vier waagerechten Rechtecke enthält die gleichen Buchstaben in gleicher Anzahl wie Reihe III.

Die Wörter bedeuten:

Waagerecht: 1. Blume. 2. Deutsche Badestadt. 3. Fluß in Rußland. 4. Großes Gewässer. 5. Gewinnanteil. 6. Teil des Gesichts. 7. Planet. 8. Angehöriger des nordischen Göttergeschlechtes. 9. Festliche Veranstaltung. 10. Artikel. 11. Frucht. 12. Universum. 13. Gestalt aus dem Nibelungenlied. 14. Himmelsbote. 15. Ausschank. 16. Insel im Mittelmeer. 17. Germanische Waffe. 18. Fuge. 19. Nebenfluß des Pregel. 20. Nebenfluß des Rheins. 21. Heldengedicht. 22. Teil des Körpers. 23. Englisches Bier. 24. Bühnenwerk.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a - a - al - al - an - ar - art - as - ba - bee - ber - ce - ce - da - del - dra - e - el - el - em - eu - fe - ga - go - ham - he - he - hei - ho - i - ka - lauch - le - lep - ler - li - lie - lu - lyp - mann - mei - men - mer - mi - mo - ne - ner - ni - ni - no - non - nu - o - pi - pi - pre - ran - rar - re - re - re - rin - ru - se - si - sie - stop - ste - stis - stie - stu - ta - te - te - tor - tus - um - win - zel

sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und dritte Buchstabenreihe, von unten nach oben gelesen, eine Berufserfahrung ergeben (st = ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten: 1. Musikalische Bezeichnung. 2. Krokodilart. 3. Asiatische Hauptstadt. 4. Weiblicher Vorname. 5. Abstufung. 6. Männlicher Vorname. 7. Optischer Apparat. 8. Metall. 9. Vergütung. 10. Bühnengestalt von Shakespeare. 11. Biblische Person. 12. Krankheit. 13. Flächenmaß. 14. Englisches Königsgeschlecht. 15. Arzneimittel. 16. Backmittel. 17. Industrieunternehmen. 18. Kavallerist. 19. Tropenbaum. 20. Korpsstudent. 21. Gebäck. 22. Insekt. 23. Käseforte. 24. Waldbeere. 25. Bekannter Maler. 26. Insel im Mittelländischen Meer.

Aus Ost und West.

Als „ich“ aus dem Fluß verschwand,
Bildeten die Reste,
Die „ich“ in dem Fluß verband,
Eine alte Feste.

Lösungen aus dem Dezemberheft.

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Opal. 3. Mond. 5. Ger. 7. Gott. 8. See. 9. Eid. 11. Fein. 12. Ede. 13. Ara. 14. Lear. 16. Negativ. 17. Dame. 19. Lametta. 21. Istrien. 23. Rogate. 26. Algier. 29. Hera. 30. Siam. Senkrecht: 1. Orgel. 2. Laterne. 3. Matador. 4. Dante. 5. Geige. 6. Rente. 8. Senat. 10. Davos. 15. Erato. 18. Miete. 20. Lat. 22. Tal. 23. Reh. 24. Ala. 25. Ehe. 26. Uhr. 27. Gas. 28. Rum.

Silbenrätsel.

1. Darmstadt. 2. Igel. 3. Esel. 4. Winde. 5. Arena. 6. Ganef. 7. Ehe. 8. Zinder. 9. Seine. 10. Leltow. 11. Derwisch. 12. Amiens. 13. Siena. 14. Bernhard. 15. Insekt. 16. Ludwig. 17. Delhi. 18. Dekade. 19. Everest. 20. Robe. 21. Weisheit. 22. Erich. 23. Lofi. 24. Lante. 25. Dattel. 26. Ares.

Die Wage ist das Bild der Welt: das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Der „Eins“.

Dieb, Stahl, Diebstahl.

Spruchworträtsel.

Waagerecht: 1 bis 3: Alder. 2 bis 4: Erde. 4 bis 5: Ente. 6 bis 7: Mine. 7 bis 8: Eile. 8 bis 9: Emu. 10 bis 11: Mette. 11 bis 13: Emma. 12 bis 14: Mal. 15 bis 17: Esel. 16 bis 18: Selb. 18 bis 19: Biene. 20 bis 21: Otto. 21 bis 22: Der. 22 bis 23: Rind. 24 bis 26: Seal. 25 bis 28: Alge. 27 bis 29: Ger. 29 bis 30: Ria. 31 bis 32: Art. 32 bis 34: Leer. 33 bis 35: Erich. 36 bis 38: Unke. 37 bis 39: Kehl. 39 bis 40: Lohn. 41 bis 42: Met. 42 bis 44: Larent. 43 bis 45: Rente.

Senkrecht: 1 bis 15: Amme. 15 bis 24: Cos. 24 bis 41: Saum. 5 bis 19: Gule. 14 bis 30: Leda. 23 bis 40: Dahn. 30 bis 45: Ahne.

Spruchtext: I, II und III, von oben nach unten gelesen: Die Sterne, die begehrt man nicht.

Die Bolamillerkammer

enthaltend die byntellen im versagenen Monat
eingefangenen Gnotwögel



Endlich sind sich die Parteien über die Rettungsaktion einig.
Zeichnung von Hans Füsser.

Zwei Kinder mußten allein zu Hause bleiben. Als die Mutter heimkehrte, lag der kleine Zweijährige im Bett und schlief. „Hast du ihn gut in den Schlaf gekriegt?“ fragte die Mutter. — „Ein Kinnhaken hat genügt.“ (Das Illustrierte Blatt.)

„Und wenn du groß bist“, fragte die Besucherin, „dann wirst du doch sicher heiraten, nicht wahr, Eichen?“
„Nee, bloß nicht!“ meinte die Sechsjährige. „Mutti sagt, heutzutage laufen die meisten auseinander, wenn sie kaum ein Jahr verheiratet sind — und dann sitzt die arme Frau da mit vier, fünf unversorgten Kindern ...“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Ein Schlafwandler läuft nachts im Hemd über den Opernplatz. Ein Polizist hält ihn an. Der Schlafwandler erwacht und sagt: „Entschuldigen Sie, ich bin Comnambule.“ — „Ihre Religion geht mich nichts an. Aber so rumlaufen dürfen Sie hier nicht.“ (Das Illustrierte Blatt.)

„... und wenn der Buchhalter sich etwa noch mal unterstehen sollte, um Gehaltserhöhung zu bitten“, sagte Herr Müller, von Müller & Co., zur Co., „dann werden wir ihm eine Lektion erteilen, an die er ewig denken soll. Wir werden ihn als Teilhaber aufnehmen ...“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Auf einer einsamen Farm in Mexiko erschien eines Morgens der Vertreter einer großen Eisenbahngesellschaft. Schritt quer über die Farm, schritt längs der Farm entlang, schritt wieder zurück, schritt wieder vorwärts — dreiundeinhalb Stunde lang. Dann trat er an den Farmer heran, der in der Tür seines Hauses stand, und sagte:
„Ja, lieber Mann, da gibt es keinen anderen Ausweg, wir müssen die Bahn durch Ihr Haus gehen lassen.“
„Durch mein Haus?“ empörte sich der erschrockene Farmer. „Meinetwegen! Aber das eine merken Sie sich: Wenn Sie meinen, daß ich hier stehe und die Tür aufmache, jedesmal wenn ein Zug kommt, dann haben Sie sich geirrt!“ (Münchener Illustrierte Presse.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 80 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingefandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.